



Ch D Grabbe

GRENZFRAGEN DER LITERATUR UND MEDIZIN
in Einzeldarstellungen
herausgegeben von Dr. S. RAHMER, Berlin.
3. Heft.

Chr. D. Grabbes Krankheit

Eine medizinisch-literarische Studie

von

Dr. Erich Ebstein,
München.

Mit Grabbes Bildnis, Faksimile und Ungedrucktem.



MÜNCHEN 1906
ERNST REINHARDT, Verlagsbuchhandlung
Jägerstrasse 17.



MEINEM LIEBEN VATER
ZUM 70. GEBURTSTAGE,
27. NOVEMBER 1906.



Inhalt.



Vorwort.

Die Grabbe-Forschung ist in den letzten Jahren von den verschiedensten Seiten in Angriff genommen worden. Ich erinnere nur an die schöne Ausgabe Eduard Grisebachs*) und die jüngst erschienenen Arbeiten von Carl Behrens, O. Krack und A. Ploch; in Bälde wird uns Paul Friedrich eine neue Grabbe-Studie bescheren. Mich selbst auch hat seit einigen Jahren diese ungemein interessante Persönlichkeit beschäftigt, und ich hatte versucht, an der Hand von z. T. vergessenen zeitgenössischen Schilderungen als Ergebnis meiner Studien einen „Beitrag zur Krankengeschichte" des Dichters zu liefern. Dieser in der Zeitschrift für Bücherfreunde — Märzheft 1906, S. 486—496 — abgedruckte Aufsatz, der vorwiegend für Literarhistoriker bestimmt ist, bildet mit Zusätzen und Veränderungen den ersten Teil dieses Heftes. Der zweite Teil versucht, auf Grund weiterer erneuter Ermittelungen und Studien die Frage nach Grabbes Krankheit definitiv zu beantworten, soweit das nach den uns vorliegenden laienhaften Berichten angängig ist; dieser besonders für Mediziner bestimmte Abschnitt enthält zugleich einen Beitrag zur Geschichte der Tabes dorsalis.

Zu meiner Freude geben mir die „Grenzfragen der Literatur und Medizin" Gelegenheit, zugleich einer oft an mich gerichteten Aufforderung von Freunden nachzukommen, die mir zeigt, dass man solchen Fragen der „Pathographie" von seiten der Literarhistoriker sowie Mediziner das verdiente Interesse entgegenbringt. Ist diese doch, wie Iwan Bloch vor kurzem bemerkt hat, „durchaus geeignet und berufen als ein wichtiges Hilfsmittel der Biographie" verwendet zu werden.

München, 17. Oktober 1906.
Krankenhaus l. d. Isar.

Dr. Erich Ebstein.

*) Nach dieser, 1902 erschienenen Ausgabe zitiere ich durchweg, als der jetzt massgebenden, bemerke aber, dass sie ihre Gundlagen grossenteils Oskar Blumenthal und seiner (längst vergriffenen) bahnbrechenden, „ersten kritischen Gesamt-Ausgabe" Grabbes (1874/75) verdankt.

I. TEIL.

Die Krankengeschichten grosser Männer haben jetzt, besonders in den letzten zehn Jahren[1]), vielfach das Interesse sowohl von Ärzten als auch von Literarhistorikern erregt. Ich brauche hier nur an die vier „Pathographien" von Möbius zu erinnern, die sich mit Rousseau, Goethe, Schopenhauer und Nietzsche befassen. Was Möbius mit diesen „Pathographien" will, das hat er in seiner Einleitung zu Band I (1903) auseinandergesetzt und muss da nachgelesen werden; sein Standpunkt ist übrigens hinlänglich bekannt. Er sagt u. a., früher habe die fable convenue gelautet: entweder ist einer gesund oder er ist verrückt. Richtiger aber heisse es: „Niemand ist gesund, in jedem von uns ist Gesundes mit Krankhaftem gemischt, und je weiter sich einer vom Durchschnitt entfernt, um so mehr entfernt er sich von der Normalität."

Es kann hier nicht der Ort sein, den Möbiusschen Auseinandersetzungen zu folgen; es mag nur gesagt sein, dass die Literarhistoriker keinen Grund haben, darüber zu spotten, „dass auch der Gesundeste der Gesunden der ungünstigen psychiatrischen Diagnose verfallen ist." [2]) Jedenfalls ist es sehr zu bedauern, dass eine grosse Reihe von Lebensbeschreibungen bedeutender Männer auf deren körperliche Zustände so wenig Rücksicht nimmt. So heisst es z. B. in einer vielgelesenen Goethebiographie: „Mit Schönheit, Kraft und Gesundheit reich ausgestattet." Mit Bezug auf die Gicht Goethes bemerkte W. Ebstein („Die Gicht des Chemikers J. Berzelius und anderer hervorragender Männer",

---

[1]) Aber auch schon früher, vgl. u. a. „Dr. Martin Luthers Krankengeschichte" von Friedrich Küchenmeister, Leipzig 1881.

[2]) Ich darf an dieser Stelle wohl auch auf meine im „Janus" November 1905, Seite 572—574, veröffentlichte historische Notiz verweisen: „Über das Pathologische bei Nietzsche nach Th. Ziegler, P. J. Möbius und A. Bilharz".

Stuttgart 1904): „Für die Beurteilung grosser Männer sind derartige Dinge keineswegs gleichgültig. Gerade die Gicht gehört zu den Krankheitszuständen, welche den betreffenden Individuen einen eigenartigen Stempel aufdrücken und zu ihrem Nachteil von nicht Sachkundigen gedeutet und als Charakterfehler aufgefasst werden."

In dieser Art war u. a. die Arbeit von Max Morris über „Heinrich von Kleists Reise nach Würzburg" (Berlin 1899), die übrigens in Walter Bormann und seinem leider lange übersehenen Aufsatze „Neueres über Heinrich von Kleist" (Unsere Zeit, herausgegeben von R. v. Gottschall, 1886, Heft 4, 549—567) einen Vorgänger hat, mit Freuden zu begrüssen. Ich habe diese beiden Studien natürlich nur aus der grossen Menge herausgegriffen; denn allein die Literatur über „Medizinisches bei Goethe" usw. ist bereits so sehr angewachsen, dass sie sich kaum mehr übersehen lässt[3]).

Nach diesen einleitenden Bemerkungen möchte ich im folgenden einen kleinen Beitrag zu der Krankengeschichte Christian Dietrich Grabbes liefern, die die Literarhistoriker bisher offenbar sehr wenig, die Mediziner merkwürdigerweise aber fast gar nicht interessiert hat. Es ist bekannt, dass Grabbe 1836 jung gestorben ist — er ist nur 34 Jahre 9 Monate und einen Tag alt geworden. Die meisten seiner Biographen haben sein frühes Ende darauf zurückgeführt, dass er ein Trinker gewesen, der am Alkohol zugrunde gegangen sei. Ed. Duller lässt Grabbe an der „Magenschwindsucht" sterben, H. Döring an „verbrannten Eingeweiden" und K. Ziegler an einer „förmlichen Rückenmarkschwindsucht." Diese Diagnose, so meint Grisebach, der letzte Herausgeber der Grabbeschen Werke, stütze sich jedenfalls auf den Ausspruch des Grabbe behandelnden Arztes Piderit.

---

[3]) Vor Kurzem hat C. F. van Vleuten „Die Leidensjahre Karl Gutzkows" (Liter. Echo 1906, No. 19 u. 20) und „Die Geistesstörung Friedrich Hölderlins" [Dementia praecox catatonica] (Die Nation XXIII, No. 40) einer medizinischen Analyse unterworfen.

Im Jahre 1898 hat der Literarhistoriker, Carl Anton Piper, in seinen „Beiträgen zum Studium Grabbes" den Dichter als eine psychopathische Erscheinung geschildert, d. h. ihn mit der Diagnose „psychopathische Minderwertigkeit"[4]) belegt, einem Ausdruck, den Piper dem ebenso betitelten Buche des Psychiaters J. L. A. Koch (Ravensburg 1891) entnommen hat. Gustav Roethe in Berlin hat über das Pipersche Buch eine beachtenswerte Kritik (Deutsche Literarturzeitung 1901, Nr. 4) geschrieben, der ich mich völlig anschliesse. So legt z. B. Piper einen besonderen Wert auf die „verblüffende Vollzähligkeit", in der bei Grabbe die Symptome der sogenannten psychopathischen Minderwertigkeit auftreten. „Aber was kreidet Piper nicht alles an!" bemerkt Roethe mit Recht. „Er wittert Unrat, wenn Grabbe als Knabe leidenschaftlich sich in die Illusionen seines Bohnenspiels vertieft, wenn er unreife Pflaumen den reifen vorzieht; dass er die Einsamkeit liebt, ja dass er in keine Burschenschaft eingetreten ist, wird ihm verdacht; dass er fast ausschliesslich Dramen geschrieben hat, verrät eine psychopathisch gravierende Einseitigkeit." Weiter betont Roethe, dass ihn „weder das Material der Untersuchung, das gutenteils in unsicheren und mehrdeutigen biographischen Kleinigkeiten besteht", noch die Methode Pipers befriedige.

Sehr zu bedauern ist, dass für Grabbes Leben nicht genügend sichere und zuverlässige Quellen fliessen. Mit Eduard Grisebachs vierbändiger Grabbe-Ausgabe sind wir ein Stück weiter gekommen in der Kenntnis von Grabbes Leben und Werken als O. Blumenthal 1874. Besonders Grabbes Briefe und der durch Grisebach wiederhergestellte echte Text der Grabbeschen Dramen sind uns neue wertvolle Hilfsmittel geworden. Die Zeiten sind wohl vorüber, da W. Scherer (Geschichte der deutschen Literatur. 6. Auflage, Berlin 1891, S. 782) „den Ernst nicht begriff, mit dem die Literarhistoriker und Herausgeber (Gottschall, 2 Bände, Leipzig 1869; Blumenthal, 4 Bände, Detmold 1874) den Dichter Grabbe behandelten". Scherer gibt dort zu, ihm müsse wohl das Organ

[4]) Besser „psychopathische Degeneration" nach Möbius (Schmidts Jahrbücher, Jahrgang 1892, S. 102).

fehlen, da er ihn „bloss lächerlich" und nur als eine Art Vorbereitung auf Hebbel interessant finden könne.

Jedenfalls — und das soll hiermit betont werden — dürfen wir, wie bei anderen problematischen Dichtern, so auch bei Grabbe nicht aufhören alles das zusammenzubringen, was uns für die Kenntnis seines Lebens und seiner ganzen Persönlichkeit Aufklärung verschafft.

Mir war es sehr interessant, dass ich gelegentlich anderer Studien auf einen intimen Kenner von Grabbes Innenleben hingeleitet wurde, der den Literarhistorikern und besonders den Grabbe-Forschern merkwürdigerweise entgangen zu sein scheint.

Ich meine Grabbes Verhältnis zu Theodor von Kobbe (1798—1845). Wer war Kobbe? „Ein deutscher Humorist" lautet die Antwort. Krause (Allgemeine Deutsche Biographie, Band 16, S. 344f.) zählt ihn zu den besseren Humoristen unserer Literatur und lobt sein eigenartiges, anregendes und dabei der gutmütigen niedersächsischen Derbheit nicht entbehrendes Wesen. Für Kobbes volkstümliches Wesen spricht, dass er lange Zeit — selbst von seinen Verwandten — für den Verfasser von „Swînêgels Wettloopen up de Buxtehuder Heid" gehalten werden konnte, einem Büchlein, dessen wirklicher Verfasser, Wilhelm Schröder, sich erst nach langen Jahren nannte.

Adolf Stahr hat seinem Freunde Theodor von Kobbe einen „Denkstein" in seinen „Kleinen Schriften" gesetzt; ich muss darauf verweisen. Über Grabbes Verhältnis zu Kobbe findet man dort allerdings nichts: ich entnehme meine Mitteilungen aus Kobbes „Humoresken aus dem Philisterleben", zweites Bändchen (Seite 11—24), Bremen 1841.

Kobbe verdankte die Bekanntschaft Grabbes Immermann; er hatte zwar selbst schon einige Jahre vorher an Grabbe geschrieben, „beseelt von dem Wunsche, seine Person kennen zu lernen."

Grabbes Antwort, die selbst E. Grisebach entgangen ist[5]),

---

[5]) In Grisebachs Ausgabe fehlen ferner u. a. Grabbes Briefe an F. W. Gubitz vom 22. Dezember 1827 und vom 7. März 1828; vgl. F. W. Gubitz, Erlebnisse. Zweiter Band. (Berlin 1868), S. 253—260. Auf die anderen Aus-

lautete wörtlich wie folgt (dieser Brief wäre bei Grisebach in Band IV als Nummer 109a einzureihen):

Geehrtester Herr!

Ich danke für Ihren Brief. — Verzeihen Sie meine flüchtige Antwort auf Schreibpapier. Ich schreibe sie, während Untersuchung angeblich Dienstuntauglicher Militärs, und kann, da meine Stube von ihnen belagert ist, Niemand nach Briefpapier aussenden.

Meine Poesien sind alle flüchtig geschrieben, und nicht so gut als Sie wollen. Mein ansprechendstes Werk muss der Barbarossa[6]) sein. Damals schien mir die Sonne des Glücks, seit zwei Jahren [1830] aber nichts als Geschäfte, Undankbarkeit, Armbruch[7]), alle drei Wochen infolge eines früheren wüsten Lebens einen mich immer mehr ermattenden Krankheitsangriff[8]), seit 7 Monaten [Juli 1831], wo ich, um ordentlicher zu werden, mich häuslich ketten wollte, eine angeblich vor meiner Geistesschwäche von hier entwichenen Braut[9]), an der ich hänge, und wieder eine andere[10]), die ich wohl schätze, aber an der ich nicht hänge, sie jedoch an mir, dass alles muss anders werden, oder in diesem Jahre [1832] so oder so endigen.

---

lassungen über Grabbe in Gubitz' „Gesellschafter" (1827, Bl. 205; 1829, Bl. 78; 1830, Bl. 80; 1836, Bl. 173) kann hier leider nicht eingegangen werden. Diesen sowie andere Hinweise verdanke ich der liebenswürdigen Mitteilung von Ludwig Fränkel in München, dem ich auch für die gütige Hilfe bei der Druckkorrektur meinen herzlichen Dank abstatte.

[6]) Gemeint ist „Kaiser Friedrich Barbarossa. Eine Tragödie in fünf Akten" [bei Grisebach II, 119—239]: sie wurde am 18. April 1829 im Manuskript an den Verleger abgeliefert.

[7]) Am 3. August 1830 schreibt Grabbe an Wolfg. Menzel (IV, 290 f. bei Grisebach): „Folgen eines zerschmetterten Armes, Gicht, Biss eines tollen Hundes, der hoffentlich nicht schaden wird, weil Tollheit auf Tollheit wenig wirken kann, Blutspeien und Geschäftsdrang lassen mich nicht mehr und besser schreiben, als hier geschehen . . . . ." Einen Tag später schreibt er an Kettembeil (IV, 292): „Ich habe sehr viel zu tun, auch Gicht und Podagra dabei."

[8]) Am 15. Januar 1831 an Menzel (Grisebach IV, 301): „Die Gicht ist fort, aber Nervenschläge treffen mich doch noch alle vier Wochen mit schauderhafter Kraft."

[9]) Gemeint ist Henriette Meyer, die Grabbe im Frühjahr 1830 im Hause des Detmolder Kaufmanns Husemann kennen lernte; im September 1831 verliess sie plötzlich Detmold und schrieb ihrem Bräutigam (von Stolzenau aus) definitiv ab, weil sie sich anderweitig verlobt hatte.

[10]) Am 20. Februar 1832 schreibt Grabbe (IV, 328): „Mittlerweile habe ich wieder eine mögliche Braut"; es war die einzige Tochter des Archivrats Clostermeier, Luise Christiane (15. August 1791 — 17. Oktober 1848). — Am 6. März 1833 wurden Grabbe und „Lucie" Clostermeier kirchlich getraut; Grabbe war 32, seine Frau 42 Jahre alt.

Die Zeit und ihre Trompeter, die Poeten, haben etwas Krampfhaftes an sich. Niemand benutzt ein Talent recht. Bruchstücke von vielen einzelnen Bruckstücksmenschen sind da, aber keiner, der sie im Drama oder Epos zusammenfasst. Wahrscheinlich kommt aber doch einmal der Messias, der diesen Jammer im Spiegel der Kunst erklärt. Wie ist's mit unseren berühmten Tagesautoren? Haben sie Mut? Haben sie Lebensfrische? Kennen sie die Welt? Geldjuden und feige — — — sind sie zum Teil. — Ich kenne einige.

Werfen Sie sich mir nicht an den Hals. Meine Person würde Sie schwerlich ansprechen. Mein bester Freund findet mich entweder wüst und wild, oder stumm und langweilig, oder in Geschäftslaunen, und dabei stets nachlässig im Betragen. Meine Blütenstunden sind nicht mehr. Ich habe durchgelebt, und lache, obgleich ich keine Feder mehr ansetze, über die in meinen frühern Sachen bewiesene schlechte Menschenkenntnis.

Lebe ich so lange, so reise ich vielleicht nächsten Sommer auf einige Tage nach Hamburg. Ich glaube aber, es kommt auch zu dem „vielleicht" nicht[11]), sonst könnten wir uns da sprechen.

Ich bin Hochachtungsvoll

Ew. Hochwohlgeboren
Detmold, den 10. Februar 1832 gehorsamer
Grabbe.

Persönlich lernte Kobbe den Dichter erst etwa 3½ Jahre später kennen, also im September 1835[12]).

Es sei hier nur daran erinnert, dass Grabbe seit Anfang Dezember 1834 in Düsseldorf in regem Verkehr mit Immermann[13]) lebte. Durch Immermann hatte Grabbe bereits im Januar 1835 die Bekannschaft der Gräfin Elise Ahlefeldt gemacht, mit der er auch später Briefe gewechselt hat.

Kobbe ging nun — und damit folge ich seiner Schilderung — „zu Immermann, der, etwa zwanzig Minuten von Düsseldorf, vor dem Ratinger Tor lebte. Er bewohnte die untere Etage, während die Eigentümerin des geräumigen Landhauses, die Gräfin A[hlefeldt], den oberen Stock bezogen hatte. Ich hatte die Ehre, dieser Dame, von der es mir ungewiss ist, ob ich mehr ihren

---

[11]) Es kam auch wirklich nicht dazu.

[12]) Diese Datierung ergibt sich sehr einfach aus dem Briefe Grabbes an die Gräfin von Ahlefeldt in Düsseldorf vom 25. September 1835 (Grisebach IV, 845).

[13]) Über das Verhältnis Grabbes zu Immermann vgl. Grisebach IV, XLIXff. und Adolf Stahr, Kleine Schriften II. Bd., 1872, S. 94ff. (über Immermann); in Faksimilie bei Otto Krack, Grabbe, S. 40.

Geist, ihr Herz, oder die schöne Harmonie beider bewundern soll, Immermanns treuester Freundin, vorgestellt zu werden. Sie war Holsteinerin, wenigstens dort erzogen, wir hatten durch unsere Familienverhältnisse manche Berührungspunkte. Das holsteinische Heimweh überkam uns beide, wir plauderten in einem fort, ohne Immermann zu berücksichtigen. Als mir dies endlich in den Sinn kam, und ich das Gespräch abbrach, mich gegen den Dichter entschuldigend, versetzte dieser lächelnd: „Wenn Holsteiner zusammenkommen, so ist das Gespräch über ihr Land, über ihre Heimat ein unsterbliches, wenn aber zufällig das Gespräch auf die Rantzaus, Reventlows und Brockdorfs kommt, so ist der Knoten gar nicht zu durchhauen."

„Wo der Grabbe wohl bleibt?" bemerkte Immermann nach einer Pause. „Ich hatte ihn eingeladen, er äusserte auch den Wunsch, Sie zu kennen, setzte aber hinzu, ohne dafür Gründe anzuführen: ‚Wenn ich Kobbe kennen lernen soll, so muss dies durchaus in Uniform[14]) geschehen.' Sie können sich darauf etwas einbilden, denn er trägt seine Uniform, wie andere Leute ihren Bratenrock, hauptsächlich bei für ihn festlichen Gelegenheiten[15]). — Er soll seinen Abschied als Auditeur in Detmold von dem gütigen Fürsten[16]) mit den merkwürdigen Worten schriftlich verlangt haben:

„Ich habe kein Fischblut und bitte um meinen Abschied."

Immermann liess sich dann noch ein weiteres über ihn aus. Erfüllt von seinem hohen Talente, das Grabbe erst kürzlich in seinem „Hannibal"[17]) manifestiert, beklagt er dessen Hang zur

---

[14]) Gemeint ist die Uniform, die Grabbe in seiner Stellung als Auditeur zu tragen pflegte.

[15]) Piper (a. a. O. S. 39) sieht in dem Tragen der Auditeuruniform das Aufleben von Grabbes „Sucht nach dem Auffallenden".

[16]) Damals Leopold Fürst zu Lippe (nach Grisebach IV, XL).

[17]) Hannibal erschien 1835 in Düsseldorf bei J. H. C. Schreiner. — Immermann nahm übrigens den stärksten Anteil an Grabbes Hannibal: vgl. Werner Deetjen, „Zu Grabbes Hannibal": Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1902, Nr. 22, S. 176, wo ein bisher ungedruckter Brief Immermanns an Grabbe vom 20. Februar 1835 abgedruckt ist. Daran schliesst sich unmittelbar Brief Nr. 162 bei Grisebach [Bd. IV] an.

Crapule[18]) und zu einer geistig subordinierten Gesellschaft, in der er Spott und Scherz nach Herzenslust treiben konnte. „Ich rechne nicht auf seinen Dank, obgleich ich wie ein Bruder für ihn gesorgt habe. Grabbe ist gegen Tieck undankbar gewesen und wird es auch gegen mich sein", endete er.

„Die Tür ging auf" — so fährt Kobbe fort zu erzählen — „der uniformierte Ex-Auditeur trat herein, einige Bücher in der Hand, mich folgendermassen anredend:

[Grabbe]: Sind Sie Kobbe?

[Kobbe]: Der bin ich.

[Grabbe]: Theodor von Kobbe?

[Kobbe]: Auch der Vorname ist richtig.

[Grabbe]: Theodor von Kobbe, der mal an mich geschrieben hat?[19])

[Kobbe]: Ja, dem Sie antworteten: „Die Zeit und ihre Trompeter, die Poeten, haben etwas krampfhaftes an sich—"

„Nun schenke ich Ihnen etwas. Hier sind meine letzten Werke. Mein Hannibal ist, Gott verdamm' mich, nicht schlecht. Die Druckfehler[20]) habe ich alle selbst mit der Bleifeder korrigiert."

Mit diesen Worten überreichte er mir sein „Aschenbrödel"[21]), seinen „Hannibal" und sein „[Das] Theater zu Düsseldorf mit Rückblicken auf die übrige deutsche Schaubühne"[22]).

Es sind falsche Gerüchte[23]) über Immermanns Benehmen gegen Grabbe in Umlauf gebracht. Wer, wie ich, beide Poeten zusammengesehen, der wird eher Immermanns Nachsicht gegen Grabbe bewundern, als den krähwinkligen deutschen Vorurteilen,

---

[18]) crapula (lateinisch) Rausch; la crapule (französisch) Liederlichkeit, Völlerei, aber auch: liederliches Gesindel.

[19]) Aus dieser Unterredung ist doch ersichtlich, dass das Gedächtnis Grabbes nicht so sehr gelitten hatte, wie Piper (a. a. O. S. 41) bemerkt.

[20]) In der bereits erwähnten bei Schreiner erschienenen Ausgabe waren unter den „Berichtigungen" sieben Druckfehler verzeichnet.

[21]) Dramatisches Mährchen von Grabbe. Düsseldorf bei J. H. C. Schreiner. 1835.

[22]) Düsseldorf bei J. H. C. Schreiner. 1835.

[23]) Vgl. A. Ploch, Grabbes Stellung in der deutschen Literatur. Lpz. 1905. Seite 32.

dass der Landgerichtsrat den verabschiedeten Auditeur über die Achsel angeschaut habe, — als etwas für einen Immermann Unmöglichem den geringsten Glauben schenken. Für Männer von solchen geistigen Rangklassen können Abstufungen in der bürgerlichen Welt, Maulwurfshügeln vergleichbar, keine scheidende Mauer werden. Immermanns Tisch und Bibliothek standen Grabbe jederzeit zu Dienste, und er hat gewiss noch mehr mit der linken für ihn getan, wovon die rechte nichts weiss. —

Es hat wohl kaum ein anderer Dichter so ganz entgegengesetzte Urteile erfahren, wie Grabbe. Während Vischer ihn als „Schnapslump" bezeichnet, versetzt Gutzkow ihn unter die „Götter"[24]). Und doch sind beide Männer ohne allen Zweifel vorzügliche Kritiker, welche eigentlich auf dasselbe Resultat, nicht aber auf ein diametralisch entgegengesetztes Urteil[25]) kommen mussten. Vielleicht rührt dieser Kontrast daher, dass der eine den Poeten zu subjektiv, der andere denselben zu objektiv aufgefasst hat.

Die Poesien Grabbes zeugen von einer seltenen Phantasie, von einem gründlichen geschichtlichen Studium und sind in einem grossartigen Stile angelegt. Nichtsdestoweniger erfasst alle seine Leser, je mehr sie sich in den Dichter vertiefen, ein gewisses Missbehagen, ja ein Schmerz um den Sänger selbst, der sich bei allen seinen Bekannten auf das peinlichste steigert. Eine tiefe edle weibliche Schöpfung ist Grabbe nach meinem geringen Ermessen nie gelungen[26]).

Grabbe lebte und starb auf dem Standpunkte der Ironie[27]), von wo aus er das Höchste untergehen liess und sich nur selbst

---

[24]) Gutzkow gab 1838 eine Sammlung von Kritiken unter dem Titel: „Götter, Helden, Don Quixote" heraus; die Götter sind Shelley, G. Büchner und Grabbe, der auf Seite 51—58 abgehandelt wird. Das Zitat von Fr. Th. Vischer konnte mir selbst sein Sohn Prof. R. Vischer in Göttingen, dem ich an dieser Stelle bestens danke, nicht nachweisen.

[25]) Vgl. den lesenswerten Aufsatz R. M. Meyers über Grabbe in der „Nation" vom 7. und 14. Dezember 1901, in dem er demselben Gedanken Ausdruck verleiht.

[26]) Dasselbe betont O. Blumenthal in: Aus Grabbes Leidensgeschichte, S. 11 (Für alle Wagen- und Menschenklassen. 1875. Leipzig, E. J. Günther).

[27]) Vgl. R. M. Meyer a. a. O. S. 155: „Grabbe ist ein Romantiker, bei dem die Ironie tödlicher Ernst geworden ist".

genoss. Er vertiefte sich nicht in den Ernst der sittlichen Objektivität, und alle Götter, welche auf seinen gewaltigen Ton erschienen, verschwanden auch wieder bei irgend einer verzweifelnden egoistischen Anwandlung auf seinen schrillenden Ruf. Galt dies schon von seinen Schriften, so zeigte sich dies noch mehr im täglichen Leben. In das interessanteste Gespräch, in die begeisternde Rede warf er oft, selbst in Gegenwart der anständigsten Damen, fast wie dazu geprickelt, irgend ein schmutziges Wort, über das er dann, wenn es ihm verwiesen wurde, nach einer höflichen Entschuldigung, fast wie ein Wahnsinniger, der irgend ein Schelmenstück verübt hat, still zu lächeln pflegte. Der Gedanke, dass alles Höchste leere und eitle Einbildung sei, zertrümmerte ihm die grossen kolossalen Gestalten, die im wunderbarsten Kontraste mit der Zerstörung sein grosser poetischer Meissel fortwährend schuf.

Wir wurden jetzt[28]) zum Tee gerufen, welcher in einer Laube des Gartens serviert wurde, zu welchem sich einige Familien Düsseldorfs eingefunden hatten. Was Grabbe hier sagte, konnte meines Erachtens nicht den Anspruch darauf machen, geistreich zu sein. Manche Plattheiten wurden ihm von Immermann verwiesen, worauf er sich, wie oben angegeben, benahm und von Immermann sogar durch Drohungen zum Schweigen gebracht werden musste.[29])

„Ohne mich mit einem Heiligenschein umgeben zu wollen“ — fährt Kobbe fort, denn ich folge seiner Schilderung getreu — „darf ich behaupten, dass ich nie unanständige Reden in Gesellschaften von Herren geduldet habe, in Gegenwart von Damen bringen sie mich aber vollends zur Verzweiflung. Sie haben mich schon oft aus dem Theater gejagt, weil ich bei dem Anblick junger Mädchen

---

[28]) Das war also an demselben Tage, an dem Kobbe Grabbe kennen lernte: im September 1835.

[29]) Der Bericht über dieses Benehmen Grabbes ist ein sehr wertvoller Beitrag zu seiner Krankengeschichte. Weder Immermann, Ziegler, Piper noch andere haben darüber irgend eine Notiz gebracht. — Ich zitiere hier nur den bei Grisebach (IV, XXXVIII) abgedruckten Vers Grabbes:

Wer nicht Zoten reissen kann,
Ist fürwahr kein Ehrenmann.

und anständiger Frauen, welchen man solchen Schmutz zu bieten wagt, in ihrer Seele zu sehr erröte.

Ich mahnte daher Grabbe zum Aufbruch und liess mich nicht länger halten. Er nahm mich unter den Arm, oder ich vielmehr ihn[30]), und wir wanderten der Stadt zu. —

In des geistreichen und edlen Dullers Notizen über Grabbe zu dessen Hermannsschlacht[31]), findet sich der ungeheure Vorwurf gegen Grabbes Mutter, als habe diese Frau schon das vierjährige Kind zum Branntweintrinken verführt und auf diese Weise einen langsamen Verwandtenmord begangen, — dadurch bewahrheitet und begründet, dass Grabbe dies selbst eingestanden habe. Es hat sich bis jetzt kein Verteidiger für die hart angeklagte Mutter erhoben[32]), auch vermag ich nicht den Gegenbeweis für sie zu übernehmen. Soviel aber bleibt gewiss, dass Grabbes eigene Behauptung keineswegs ein gültiges Zeugnis gibt. In apathischen Momenten zeugte seine Ironie oft Kinder mit dem Lügengeist, die in späteren Tagen für ihn unbezweifelte „Münchhausensche Wahrheiten" wurden.

Dahin gehörte auch eine Klage, die er wider mich erhob. „O, ich Unglücklicher," rief er aus, „denken Sie sich, meine Frau

---

[30]) Bereits gegen Ende 1834 schreibt Immermann (a. a. O. S. 45 f.) von Grabbe: „Zuweilen kam er auch zu mir, wenn die verdrossenen Füsse ihm den Gang nach meiner entlegenen Wohnung erlauben wollten. Da gab es denn den lächerlichsten Anblick. Weil er sich nämlich nie in den Weg finden lernte, so musste ihn seine Magd jederzeit zu mir begleiten. Auf diese Weise aber langte das Paar in meinem Garten an: Grabbe mit ernsthaftem Gesichte hinter der Magd unsicher einherschreitend, die Magd aber ihr errötendes Antlitz halb in der Schürze verborgen, sich schämend, dass sie einen so grossen Herrn bei Tage über die Strasse führen müsse. — In derselben Zeit (Dezemb. 1834) schreibt Immermann (a. a. O. S. 14) von Grabbe: „Hinterher Grabbe an meiner Seite mit hohen und wankenden Schritten das Pflaster tretend", und ebenda S. 15: „Nichts stimmte in diesem Körper zusammen. Fein und zart — Hände und Füsse von solcher Kleinheit, dass sie mir wie unentwickelt vorkamen — regte er sich in eckichten, rohen und ungeschlachten Bewegungen; die Arme wussten nicht, was die Hände taten, Oberkörper und Füsse standen nicht selten im Widerstreite."

[31]) Die Hermannsschlacht. Drama von Grabbe. Grabbes Leben, von Eduard Duller. Düsseldorf bei J. H. C. Schreiner. 1838. S. 7f.

[32]) Heinrich Heine führte in den „Memoiren" die Verteidigung der Mutter (S. 103 u. 107 nach Grisebach IV, LVIII).

[ent]hält mir mein ganzes Vermögen vor, von dem ich meine alte Mutter ernähren muss!"

Grabbe sprach dies in einem so wahrhaftigen Tone, dass ich anfangs darüber empört, ihm meinen juristischen Rat aufdringen wollte, den er übrigens mit einem: „Es hilft alles nichts" beantwortete.

Am andern Tage aber erfuhr ich von Immermann, dass dies gerade eine fixe Idee Grabbes sei, der an das Vermögen seiner Frau überall [= überhaupt] keinen Anspruch habe, sich aber einbilde, dass es sein Eigentum sei.

Während dieser Reden hatte ich bemerkt, dass Grabbe sehr blass wurde und sich rückwärts zu krümmen anfing. Berauscht war er nicht, denn er hatte mehrere Stunden hindurch nur etwa ein einziges Glas Wein, mit Wasser vermischt, getrunken. Ich fragte ihn, er sei doch nicht der verkappte Teufel, welcher angetan mit den vielen Westen seiner Grossmama, zur Zeit der Hundstage in der Sonne erfriert, den er in irgend einer Erzählung[33]) so köstlich geschildert hat. — — Der Gedanke beschäftigte ihn lebhaft, er überliess sich demselben ganz und gar, mir aber seinen Körper, den ich mühsam und in Schweiss gebadet, vor das Ratinger Tor brachte, wo ich ihn auf einen Stuhl, der vor einer Honigkuchenbude stand, sich ganz erschöpft niedersetzen liess.

Ich konnte ihn aber so, in seiner Uniform, nicht lange in conspectu omnium lassen, ich bestellte daher eine Sänfte, da diese näher bei zu haben war als ein Wagen. Sehr häufig muss nun freilich der Gebrauch einer Portechaise in Düsseldorf nicht sein, denn die vergelbten Vorhänge konnten das Zusammengezogenwerden keineswegs ertragen, sondern fielen bei der Berührung, wie manche im Schutt von Herculanum und Pompeji gefundenen Figuren, zusammen. — Dies hatte die schlimme Folge, dass die verwünschte Auditeur-Uniform fortwährend aus dem Glaskasten blinkte. —

Ein Heer von Gassenjungen begleitete die Sänfte. — „Ein

---

[33]) Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung." I. Aufzug, zweite Scene [Grisebach a. a. O. I, S. 279 f.]

Offizier, der die Cholera[34]) bekommen hat", hiess es allgemein. Der menschliche Mückenschwarm mehrte sich von Minute zu Minute. — Da fiel mir die durchlauchtige Prinzessin Medea ein, die dem sie verfolgenden Vater die einzelnen Glieder des Bruders vorwarf, um den frommen Aëtes durch Aufsammlung der Gebeine von der richterlichen Nacheile abzuhalten; ich zog den Geldbeutel aus der Tasche und warf von dem steilen Düsseldorfer Wall einen Silbergroschen nach dem andern hinab. Nachdem ich so siebzehn geopfert, gelang es mir, dass der gute Grabbe ohne eine sehr auffallende Suite in dem Weinhause[35]) anlangte, wohin er nach seiner letzten Äusserung, beim Eintritt in die Sänfte, gebracht zu werden gewünscht hatte.

Grabbe wurde auf das Sofa gelegt, wo er in einen halb totenähnlichen Zustand verfiel. Mehrere seiner Bekannten, unter denen ich als wohl den vorzüglichsten den ehrenwerten Doktor Runkel, späteren Redakteur der Elberfelder Zeitung[36]), nenne, fanden sich ein. Von der Nachricht seines Todes erschreckt, eilte auch der Verleger[37]) der noch nicht ausgeführten „Hermannsschlacht"[38]) herbei.

Ich nahm während der Zeit das mir geschenkte „Aschenbrödel"[39]) zur Hand, blätterte darin und teilte dem Doktor Runkel einige Stellen mit.

---

[34]) Bekanntlich dehnte sich die Cholera während der Jahre 1826 bis 1837 über den grössten Teil der Erde aus; im Jahre 1835 ist sie in Deutschland allerdings nicht aufgetreten — erst 1837 in geringer Verbreitung in Mittenwald in Oberbayern und München —, sondern hauptsächlich in Nord-Italien (A. Hirsch). — Auf die sogenannten „Choleraanfälle" (vgl. Grisebach IV, 480) Grabbes werde ich im zweiten Teil dieser Arbeit ausführlicher zurückkommen.

[35]) Das in der Rheinstrasse in Düsseldorf gelegene „Weinhaus" hiess „Zum Drachenfels" und der Wirt Stange; in der Wirtschaft hing später Grabbes Bild über dem Platze, wo er meist gesessen. Vgl. Grisebach IV, LII und Albert Ellmenreich [vgl. Literaturverzeichnis] S. 78.

[36]) Dr. Martin Runkel, vgl. E. Duller a. a. O. S. 73.

[37]) Der Buchhändler J. H. C. Schreiner; bei ihm erschien 1838 die „Hermannsschlacht".

[38]) Am 25. September 1835 schreibt Grabbe der Gräfin Ahlefeldt: „Die Hermannsschlacht ist fertig, ich feile nur noch" (vgl. Grisebach IV, 420).

[39]) Vgl. S. 8 Anmerkung 21.

Da ich dieses Gedicht ebensowohl wie den Hannibal kannte, erlaubte ich mir, den letzteren ein wenig auf Kosten der ersten zu loben, wie denn Aschenbrödel eine unendlich viel geringere Produktion ist als der Hannibal.

Jedoch kaum hatte Grabbe einen Tadel vernommen, als er sich ursplötzlich aufrichtete, das Buch mir aus den Händen riss und zur Verteidigung seiner Aschenbrödel dieselbe mit lauter lippischer Stimme[40]) vorzulesen begann. Mein Lächeln darüber, dass Grabbe so wenig seine eignen Poesien vorzulesen verstand, schien ihn fast zu erzürnen. Er meinte, es ging mir wie Tieck und Immermann, welche ihn um seine schöne Stimme beneideten[41]). Ich suchte ihn mit dem Geständnis des eignen Unvermögens im Vorlesen zu beruhigen. Am andern Morgen war Grabbe ernstlich erkrankt. Seinem Wunsche gemäss brachte ich die wenigen Tage meines Aufenthalts in Düsseldorf grösstenteils vor seinem Bette zu, wohin Immermann, der anderweitig sehr beschäftigt war, und den ich nur selten sah, mich einige Male begleitete. Grabbe, der während dieser Zeit nichts als Wasser genoss, schien mir um vieles besinnlicher als am ersten Tage. Zuweilen drang die Liebe in sein Herz, — — er ward dann weich und nannte seine Bestimmung eine verfehlte; wollte dann auch wohl mit herzlichem Händedruck sagen, er sei in meiner Umgebung ein Anderer, ein

---

[40]) Vgl. hierzu: F. Dingelstedt, Wanderbuch. Leipzig, 1839 (Eine Mitternacht in Lippe-Detmold); darin S. 87—94 Bemerkungen über Grabbe. Dingelstedt wollte hier einen Blick tun in die Stellung Grabbes zu seinen Landsleuten. Dingelstedts Reisegefährte wollte die Geschichte, dass ihm der Auditeur Grabbe einen Militäreid, den er bei ihm zu schwören gehabt hätte, in Unterhosen abgenommen habe, selbst erlebt haben. Vgl. diese Erzählung bei Dingelstedt mit der bei Ziegler und die Bemerkungen bei Julius Rodenberg, Heimaterinnerungen an Franz Dingelstedt u. s. w. Berlin, 1882, S. 92 f.

[41]) Vgl. Kobbe a. a. O. S. 11: „Grabbe war dermalen einige Monate von Dresden zurückgekehrt, wo er, wie später Tieck mir selbst erzählt hat, sich als einen vorzüglichen Schauspieler angekündigt hatte. Tieck war freilich nicht wenig erstaunt, als er bei einer Leseprobe den abscheulichsten Lipper Dialekt, der sonst in Deutschland und namentlich hier im Norden, hauptsächlich von den Ziegelbrennern gehört wird, vernommen hatte. Er hatte dann wenigstens von Tieck verlangt, dass er seine starke, kräftige Stimme bewundern solle, dieser aber gelächelt, und da er ihn als Akteur nicht empfehlen konnte, ihm wenigstens eine andere kleine Stelle verschafft."

Besserer, ein Glücklicher geworden. Meine Arbeiten[42]) versprach er durch einen besonderen Aufsatz zu verherrlichen. Erst meine Hermannsschlacht beendigen[43]), dann will ich eine Kritik Ihrer Bücher schreiben[44]), und dann sterben, so lautete wiederholt seine Rede. — Ich bemerkte ihm lächelnd, dass es auf den Mittelsatz in dieser Phrase nicht ankomme, dass meine Werke keine Adresse an die Unsterblichkeit hätten, dass er viel besser daran tue, anstatt solche Allotria zu treiben, sein Bruchstück aus Marius[45]) zu einem Ganzen zu vollenden, er rief aber nicht ohne Grimasse: „Nur noch die Hermannsschlacht[46]), dann will, dann muss ich sterben. Ich bin unfähig zu ferneren Dichtungen."

[42]) Ich nenne nur (vgl. auch Allg. Deutsche Biographie a. a. O.): „Die Schweden im Kloster zu Ütersen (1830)", „Humoristische Skizzen und Bilder" (1831), „Die Leier des Meisters in den Händen des Jüngers" (1826), „Reiseskizzen aus Belgien und Frankreich" (1835), „Wesernymphe" (1831)". — Um diese Arbeiten dürfte es sich vielleicht hier gehandelt haben. Später erschienen u. a.: „Briefe über Helgoland" (1840), „Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben in Heidelberg und Kiel" (2 Bändchen, 1840) [daraus (S. 13—16) veröffentlichte ich in den „Heidelberger Familienblättern" vom 13. Juli 1904 eine Notiz: Zu Goethes Aufenthalt in Heidelberg].

[43]) Ende September 1835 war sie fertig; sie wurde aber von Grabbe oft umgearbeitet.

[44]) Sie ist meines Wissens nicht erschienen; jedenfalls kennt sie Grisebach nicht. Die einzige Stelle, wo Kobbe bei Grabbe erwähnt wird, ist der bereits oben zitierte Brief Grabbes an die Gräfin von Ahlefeldt (Düsseldorf, den 25. September 1835) [Grisebach IV, 485]. Er lautet:

Hochgeborene Hochgeehrteste Frau Gräfin!

Kobbe's Werke, welche anbei zurückerfolgen, will ich recensiren. Ich danke für die gütige Mittheilung. Der Kobbe hat mir neulich auf dem Rückweg von Derendorf [einem Vorort im Norden von Düsseldorf], wo ich denn doch nur vor altem Gram und alten Erinnerungen krank werden konnte, indem wir da nur Kaffee getrunken hatten, recht geholfen. Immermann vermuthet's immer schlimm, und meint, der Wein oder spirituosa thäten's. Nein, mein böses spirituosum ist mein eigner Geist.

Die Hermannsschlacht, welche Sie erwähnen, ist gegen Hannibal ein Koloss. Sie ist fertig. Ich feile nur noch, sinke wohl auch an ihr nieder, wenn sie vollendet ist, — auf ewig.

[45]) „Marius und Sulla" erschien im Druck in Band 1 der „Dramatischen Dichtungen" von Grabbe. Frankfurt a. M. 1827.

[46]) Im August 1904 habe ich auf der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München zwei Blätter (4 S. 4°) von Grabbes Hand aus der „Hermannsschlacht" eingesehen, die Grisebach offenbar unbekannt geblieben sind: diese Fassung weicht von der bei Grisebach gegebenen stark ab. Näheres siehe hinten im „Anhang".

Ich sah ihn nicht wieder. Schon im folgenden Jahre [am 12. September 1836] starb er in Detmold. Ich fürchte aber nicht durch diese kleine Erzählung, welche ich zur Steuer der Wahrheit niedergeschrieben habe, mich bei unsren Bekannten einer Lieblosigkeit gegen einen Mann, der mir so viele Beweise von Anhänglichkeit gegeben hat, wie er dies nach seiner Individualität nur vermochte, schuldig zu machen. Aber solche kleine Erlebnisse von und mit grossen Männern gehören der Geschichte an und sind nicht sorgsam genug aufzusuchen. Hätten wir bessere Spezialgeschichten von einigen Ländern, wie viel besser würde sich die allgemeine Weltgeschichte dabei stehen".

Damit endigen die Mitteilungen Kobbes über Grabbe, und ich glaube, sie können einen beachtenswerten Beitrag liefern zu seinem Leben, seinem Charakter und seiner Krankheit. Es wäre vermessen, wollte ich in dieser kleinen Studie, die es sich nur zur Aufgabe macht einen Einblick in Grabbes Krankengeschichte darzubieten, annähernd die Urteile beleuchten, die Grabbe im Laufe der Zeiten bis auf unsere Tage erfahren hat. Aber erinnern muss ich an Heines massgebendes Urteil über Grabbe, der ihm in Berlin nahe getreten ist. Und wie fast immer, wenn Heine einen Menschen kennen gelernt hat, findet sich bei ihm auch das treffendste und geistreichste Wort über diesen[47]). Heine[48]) sagt, als er von ihm als demjenigen spricht, der die meiste Verwandtschaft mit Shakespeare[49]) habe: „Er hat dieselben Plötzlichkeiten,

[47]) Vgl. Leo Berg, Zum hundertsten Geburtstage Christian Grabbes: Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung, 1901. No. 49 und 50. [S. 385 f. und 394—397].

[48]) Vgl. G. Karpeles, Heinrich Heine. Leipzig 1899, S. 69—80 über Grabbe.

[49]) „Grabbesmuse! Shakespeare, zum andermal geboren, wäre nochmal eben nochmal original Shakespeare! Dass der grosse Britte, der Stern, nicht Irrlicht geworden, fehlwandernde Camöne!" S. 348 in: „Hessisches Album für Literatur und Kunst", herausgegeben von Franz Dingelstedt. (Cassel 1838; München, Hof- und Staatsbibliothek), in der interessanten Plauderei: „Die Musen. Aus den noch ungedruckten Denkschriften der stillen Akademie. Von Ch. E. von Bentzel-Sternau," deren Kenntnis ich auch Ludwig Fränkel verdanke.

dieselben Naturlaute, womit uns Shakespeare erschreckt, erschüttert, entzückt. Aber alle seine Vorzüge sind verdunkelt durch eine Geschmacklosigkeit, einen Zynismus und eine Ausgelassenheit, die das Tollste und Abscheulichste überbieten, das je ein Gehirn zutage gefördert. Es ist aber nicht Krankheit, etwa Fieber oder Blödsinn, was dergleichen hervorbrachte, sondern eine geistige Intoxikation des Genies. Wie Plato den Diogenes sehr treffend einen wahnsinnigen Sokrates nannte, so könnte man unsren Grabbe leider mit doppeltem Rechte einen betrunkenen Shakespeare nennen." — „Glauben Sie mir", sagte einst ein naiver westfälischer Landsmann Grabbes zu Heine, „der konnte viel vertragen und wäre nicht gestorben, weil er trank, sondern er trank, weil er sterben wollte; er starb durch Selbsttrunk." Hierher gehört auch die Antwort, die Immermann[50]) denen gab, die Grabbe zuriefen: „Wenn er nur gewollt hätte, er hätte schon anders sein können": „Er konnte gar nicht anders sein, als er war, und dafür, dass er so war, hat er genug gelitten." Mit einem gewissen Schaudern liest man, wie Immermann[51]) eines Morgens in früher Stunde, da Grabbe sich keines Besuches versah, auf einem Tisch mehrere grosse Gläser, angefüllt mit den stärksten geistigen Getränken fand. Dabei glaubte Grabbe, dass er sich dieses furchtbaren Reizmittels bedienen müsse, um dem Physischen Spannung zu geben, um es überhaupt nur noch zusammenzuhalten. Immermann sprach daraufhin mit einem Arzte[52]) über seinen Zustand und brachte Grabbe endlich dahin, dass er wenigstens mit gelinderen Mitteln sich hinhielt. Sein Körper war bereits so herabgekommen, dass er gegen alle festen Speisen einen unbeweglichen Widerwillen empfand[53]) und er sich fast nur mit Getränk ernähren mochte. Vom Rum ist er also in dieser Zeit durch Immermanns Bemühungen abgekommen; als Kobbe den Dichter sah, trank er offenbar häufiger Wein mit Wasser unter-

[50]) Memorabilien. II. Band. Hamburg 1843. S. 61.
[51]) Ebenda S. 59 und A. Ellmenreich a. a. O. S. 79.
[52]) Es wird Dr. Ebermaier gewesen sein: vgl. Teil II dieser Arbeit.
[53]) Vgl. auch K. Ziegler, a. a. O. 187; bis dahin hatte er noch keine ärztliche Hilfe aufgesucht.

mischt; in der letzten Zeit in Detmold scheint er mehr Bier als Wein getrunken zu haben. Bereits auf dem Gymnasium soll Grabbe stark dem Alkohol gehuldigt haben. Auch während der Zeit von 1822 an, als Grabbe sich Gubitz durch Vermittlung von Heinrich Heine und Karl Köchy nahte, wurde sein glutdichterischer Geist leider fortdauernd vertrauter mit der Trunksucht. Dies Unheil und dessen Einwirken berührt er selbst wie unbewusst in brieflichen Andeutungen, z. B. (nicht in der Grisebachschen Ausgabe): „Ich bin Auditeur, Advokat, Dichter, habe in allen drei Sachen viel zu tun, lebe aber doch gern wüst und träge; dabei die unruhige Natur, die mich keine zwei Stunden schlafen lässt.“ — „Ich habe gestern den Wagen zerschmettert, die Pferde fast zermalmt, und liege heute krank!“ usw. „Ich mag das Jammerbild in seinen Ausschweifungen“ — fährt Gubitz[54]) fort — „nicht bis zur Vollständigkeit leibhaft schildern, bemerke nur noch, dass ich ein paarmal von dem Schreckensanblick und den Folgen dieser, den Manneswert selbstmörderisch entwürdigenden Trunksucht erschüttert worden bin.“

Diese Exzerpte sollen eine Vorstellung davon geben, wie sehr Grabbes Leben unter dem Zeichen des Alkohols gestanden hat[55]). Ich kann hier nicht wieder des längeren auf die Fabel eingehen, „wie eine rohe dämonische Mutter“ das Kind an geistige Getränke gewöhnt habe. Ich glaube, H. Marggraff (Allg. Theater-Lexikon, Bd. IV, S. 89) hatte nicht Unrecht, wenn er bereits im Jahre 1841 betonte: „Grabbe ist ein psychologisches, pathologisches und poetisches Phänomen, das meist einseitig entweder vollkommen selig oder bis in den tiefsten Abgrund einer wegwerfenden Kritik verdammt wird.“ Das war fünf Jahre nach seinem Tode. „Mit der Zeit wurde der ganze Grabbe zu einem pathologischen Präparat zugerichtet, als Warnung für den Nachwuchs;“ so schrieb Dingelstedt in seinem „Wanderbuch“ vom Jahre 1877 (S. 343). Heute ist der dunkle Mythus einigermassen aufgeklärt worden.

Grabbes Leben spiegelt sich sozusagen auch in seiner per-

---

[54]) a. a. O. 256 f.

[55]) Weitere Belege bei A. Ploch a. a. O. S. 57 und 62 und in Teil II dieser Arbeit S. 35 f.

sönlichen Erscheinung ab, im Porträt, das, wie Dingelstedt (a. a. O. S. 345) bemerkt, „einen wohlgebildeten, eher feinen als starken Kopf zeigt, nur die Stirn unverhältnismässig hoch und breit gewölbt, an Shakespeare und Hebbel erinnert; dazu aber kleine gekniffene Augen, scharfe Falten um Mund und Augen, hervorspringende Backenknochen und ein kleines, zurücktretendes Kinn; die ganze Physiognomie ohne Energie, unsicher im Ausdruck, erschlafft und verwelkt, nicht unter der Hand des Alters, sondern infolge langsamer, von innen kommender Auflösung . . .“.

Das beste Porträt Grabbes scheint mir dasjenige zu sein, das Grisebach dem ersten Bande seiner vierbändigen Ausgabe vorgesetzt hat und das der heute seltenen Zeitschrift „Rheinisches Odeon“ (Düsseldorf 1838) entnommen ist. Ich habe es deshalb auch meinem Büchlein als Titelbild beigegeben. Sein Kopf macht darauf einen etwas hydrocephalischen Eindruck. Sein Äusseres hat Grabbe in der letzten Szene von „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ karikiert: „Das ist der vermaledeite Grabbe oder, wie man ihn eigentlich nennen sollte, die zwergichte Krabbe, der Verfasser dieses Stücks! Er ist so dumm wie ein Kuhfuss, schimpft auf alle Schriftsteller und taugt selber nichts, hat verrenkte Beine, schielende Augen und ein fades Affengesicht!“ Auf der Strasse pflegte Grabbe meist jenes gelangweilte verdriessliche Gesicht zu machen; begegnete ihm dann ein Bekannter und fragte: „wie geht's“?, so pflegte er zu antworten: „is sauer“ (Ziegler a. a. O. S. 70).

Grabbes Äusseres führt uns auch dazu, einen Blick auf seinen Gang zu werfen. Immermann schreibt (Memorabilien II, S. 14) bei Gelegenheit eines Umzuges, den Immermann mit Grabbe zusammen vollzog: „Voran der Karren mit dem Koffer und Mantelsack, auf dem der Auditeurdegen, lose angebunden, hin und her schwankte; hinterher Grabbe an meiner Seite mit hohen und wankenden Schritten das Pflaster tretend.“[56]) Grisebach betont a. a. O. (S. LIX), dass diese in den unteren Extremitäten auftretenden Schwächezustände mit der Diagnose der Tabes dorsalis durchaus stimmten. Daraufhin allein wird man aber nach

[56]) Vgl. oben Anmerkung 30 und Ziegler a. a. O. S. 162.

den heutigen modernen Anschauungen diese Diagnose nicht stellen dürfen. Aus Immermanns Berichten scheint hervorzugehen, dass Grabbe einen ataktischen Gang gehabt. Nun haben aber nicht nur die Tabiker Ataxie, sondern auch die mit einer Polyneuritis alcoholica behafteten Kranken können sehr ausgeprägte ataktische Erscheinungen zeigen. Diese alkoholische Polyneuritis kann sogar der wahren Tabes dorsalis, der grauen Degeneration der Hinterstränge, täuschend ähnlich sein: es kann motorische Schwäche in solchem Masse bestehen, dass die Patienten nicht einmal mit einem Stock gehen oder stehen können, beim Versuche, mit geschlossenen Augen zu stehen, schwanken sie oder fallen um, die Muskulatur ist schlaff und atrophisch, die Patellarreflexe sind erloschen, die Pupillen reagieren träge auf Lichteinfall, ausserdem bestehen schwere Sensibilitätsstörungen. Doch ergeben dann schliesslich das Fehlen von Blasen- und Mastdarmstörungen und nicht zum mindesten die rasche Besserung nach Alkoholentziehung, dass es sich nur um eine sogenannte Pseudotabes alcoholica gehandelt hat.

Aus dem eben Mitgeteilten geht hervor, dass durch die Annahme einer Polyneuritis alcoholica die Symptome, welche Grabbe darbot — soweit dies überhaupt nach der immerhin recht unvollständigen und von einem Laien gegebenen Krankheitsgeschichte möglich ist — nicht nur in befriedigenderer Weise erklärt werden könnten als durch die Annahme einer Tabes dorsalis, sondern dass auch die eine Polyneuritis veranlassende Ursache in ausgiebigster Weise vorhanden war. Denn Grabbe trank jede Art von Alkohol, die ihm zu Gebote stand, und auch konzentrierte fuselreiche Spirituosen, die erfahrungsgemäss der Entwicklung von Neuritiden Vorschub leisten.

Dass Grabbe während des Verlaufes seiner Krankheit Zittern (Ataxie) der Hände hatte, habe ich nirgends erwähnt gefunden. Seine Handschrift war bis in seine letzte Lebenszeit (vgl. hinten die faksimilierte Beigabe aus Grabbes „Hermannsschlacht“, die ich der grossen Liebenswürdigkeit des Herrn Theodor Apel verdanke, wofür ich ihm auch an dieser Stelle meinen Dank ausspreche) fest, klar und deutlich.

Übrigens ist mit dieser Neuritis nur eine Seite der Krankheit Grabbes berührt; die andre Seite betrifft die geistige Degeneration, die wohl zum grössten Teil ebenfalls auf Alkoholmissbrauch zurückzuführen ist. Wir brauchen uns nur den dritten Typus der Degenerierten anzusehen, wie er von E. Mendel in seiner Studie „Geisteskrankheiten und Ehe“[57]) (Sonderabdruck S. 5) treffend geschildert wird. Danach gehörte Grabbe zu denen, die „durch ihr Auftreten in der Gesellschaft, ihre absonderlichen Gewohnheiten, ihre Bizarrerien, ihre eigentümlichen Auffassungen und Ansichten, welche nicht selten mit Geschick vorgetragen und verteidigt werden, während sie den allgemein akzeptierten diametral entgegenstehen, im Volksmund als ‚Originale‘ oder als ‚verrückte Genies‘ bezeichnet werden.“

Wer erblickt in dieser Charakteristik der Degenerierten nicht ein getreues Konterfei des unglücklichen Grabbe? Wie sehr Grabbe degeneriert war, lässt nachstehende Mitteilung erkennen, die ich Herrn Gymnasiallehrer Wilhelm Österhaus in Detmold verdanke. Dieser schreibt: „Dass Grabbe sich oft sehr herabwürdigte, ist ein bekanntes Ding. Etwas überaus Widerliches erzählte mir vor Jahrzehnten ein alter Rechtsanwalt in L. — Grabbe war geradezu ein Sch[wein]! Mehrere junge Juristen machten wir einen Spaziergang auf dem Detmolder Stadtbruche. Da es dämmerte, liefen Mäuse hin und her. Plötzlich warf sich Grabbe auf die Erde, haschte wie ein Kater nach den Tieren, erhaschte eins und nahm es zwischen die Zähne. Einer rief: ‚Trägst du es so zur ‚Stadt Frankfurt‘ hin, gebe ich so und so viel aus.‘ — Grabbe gab sich auch hierzu her.“

Schliesslich bin ich noch in der Lage, den Konfirmationsvers Grabbes mitzuteilen[58]); er befindet sich in einem acht Druckseiten starken Heftchen, das der Fürstlichen Bibliothek in Detmold übergeben worden ist. Es ist datiert vom 26. Mai 1816. Grabbes Konfirmationsvers scheint nicht ohne Absicht gewählt zu sein und lautet:

---

[57]) In: Senator und Kaminer, Krankheiten und Ehe. 1904.

[58]) Diese Mitteilung verdanke ich gleichfalls Herrn W. Österhaus; das Büchelchen selbst fand sich im Nachlasse des Herrn Th. Bruno.

Erfülle mich mit wahrer Reu,
Wenn ich dich, Gott, betrübe;
Gib, dass ich alles Böse scheu
Und stets das Gute liebe.
Lass mich doch nicht, Herr, meine Pflicht
Mit Vorschrift je verletzen,
Der Seele Heil, mein bester Teil,
Lass mich mit Würden schätzen.

Seit ich im September 1904 vorstehende Mitteilungen niedergeschrieben, habe ich eine grosse Menge von Notizen gesammelt, die ich auf das mindeste Mass einschränken darf, da uns vor kurzem Arthur Ploch in seinem Buche „Grabbes Stellung in der deutschen Literatur", Leipzig 1905 (224 Seiten; der erste Teil des Buches erschien unter dem Titel „Grabbe als Mensch und Dichter", als Hallenser Dissertation 1904) mit einer einschlägigen Arbeit beschenkt hat, für die wir ihm dankbar sein müssen. Ich kann seine Auffassung von Grabbes Persönlichkeit, die der Kobbeschen Darstellung entspricht, im ganzen nur teilen.

Ich habe hier übrigens noch zu erwähnen, dass inzwischen W. Deetjen unabhängig von mir in der Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung" vom 13. November 1904 die Kobbeschen Mitteilungen gebracht, d. h. nur einfach wiedergegeben hat, ohne sie mit kritischen vergleichenden Anmerkungen zu versehen, die uns erst ihren Wert klar machen können[59].

Sowohl Deetjen als Ploch u. a. sind merkwürdigerweise die „Erinnerungen an Karl Immermann" Albert Ellmenreichs entgangen, die im „Deutschen Wochenblatt" (herausgegeben von H. Rippler und Carl Busse), XII. Jahrgang, Nr. 1 und 2 (vom 6. und 13. Januar 1899) erschienen sind, und die einige recht bemerkenswerte Daten über Grabbe enthalten. Ferner zitiere ich hierzu H. H. Houben, „Karl Immermann und das Düsseldorfer Stadttheater" (Die Rheinlande I, 1901. No. 10); J. Wolter, „Immermanns Leitung des Düsseldorfer Stadttheaters" (Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins, XVII, 1902, S. 217—238), und die Literarische Beilage des „Staatsanzeigers für Württemberg",

[59]) E. Ebstein, Erwiderung (an W. Deetjen), im Literar. Echo, Nr. 20 vom 15. Juli 1906.

Stuttgart, Jahrgang 1876, S. 476—478, die eine Charakteristik des Dichters (ohne Unterschrift) enthält.

Arthur Moeller van den Bruck hat in seinem vor kurzem erschienenen Werke „Verirrte Deutsche", S. 95—113, ebenfalls Grabbes als des „tragischsten unter allen problematischen Naturen" gedacht. Seine Betrachtungsweise hat uns aber über den Dichter nichts Neues kennen gelehrt.

Über die Krankheit Grabbes habe ich inzwischen mannigfache neue interessante Anhaltspunkte auffinden können, die es mit einer an Gewissheit grenzenden Wahrscheinlichkeit sicher machen, dass Grabbe wirklich an Tabes dorsalis gelitten hat. Nachdem ich in diesem Teile nur einige differentialdiagnostische Momente in Erwägung gezogen habe, werde ich die weitere Begründung der Diagnose und die Symptome der Krankheit ausführlich im zweiten Teil zu geben versuchen.

II. TEIL.

Eng verknüpft mit dem Kampfe über den Ursprung der Syphilis ist die Geschichte der Tabes dorsalis, die allerdings bisher gegenüber dem Syphilisproblem recht stiefmütterlich behandelt worden ist.

Der erste Autor, der der Geschichte dieser Krankheit Interesse zugewendet hat, war W. Horn, der in seiner 1827 in Berlin erschienenen Doktordissertation „De tabe dorsuali praelusio" zugleich die ersten genaueren Beobachtungen mitteilte, die als die ersten Bausteine zur Lehre von der Tabes zu betrachten sind. Weitere historische Notizen verdanken wir ebenfalls einem Berliner Arzt, Dr. Steinthal, der in C. W. Hufelands Journal der praktischen Heilkunde, Berlin, 1844 (Juli) S. 7—56 und (August) S. 3—84 wertvolle Beiträge „zur Geschichte und Pathologie der Tabes dorsalis" geliefert hat. Diese Arbeit hat E. Leyden in seiner zu Berlin 1863 erschienenen Monographie über „die graue Degeneration der hinteren Rückenmarkstränge" einer interessanten Kritik unterzogen. So verdankte Leyden dem Psychiater C. Westphal die Kenntnis der Tatsache, dass die von Hippocrates angeblich gegebene Beschreibung wenig Ähnlichkeit mit dem Krankheitsbilde hat, welches späterhin der Tabes dorsalis untergelegt wurde. Vielleicht scheint es sich nach Westphal um „einen Zustand von Erschöpfung derjenigen zu handeln, welche durch geschlechtliche Ausschweifungen, sei es natürlicher Art, sei es durch Onanie, heruntergekommen sind" (S. 3).

Für Erb (v. Leydens „Deutsche Klinik", Bd. 6, S. 808, 1905) scheint auch die Tabes im Altertum und lange Jahrhunderte später nicht existiert zu haben. Es würde sich der Mühe lohnen, auf Grund der von Horn, Steinthal u. a. beigebrachten Notizen eine ausgiebigere erneute historisch-

kritische Revision dieser Frage vorzunehmen. Ohne auf diese hier eingehen zu können, möchte ich nur auf die Definition der Tabes verweisen, die Stephanus Blancard in seinem Lexicon medicum tripertitum (Leipzig 1777, S. 1210) gibt. Sie gleicht fast noch vollkommen dem von Hippocrates gegebenen Krankheitsbild und zeigt fast nicht den geringsten Fortschritt der medizinischen Wissenschaft in diesem langen Zeitraum.

Heute, wo wir annehmen, dass die wesentlichste, fast ausschliessliche Vorbedingung für das Entstehen der Tabes die Syphilis ist, und wo wir besonders durch die Untersuchungen von Iwan Bloch über den Ursprung der Syphilis, I. (Jena, 1901) annehmen müssen, dass die Seuche erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts nach Europa verpflanzt wurde, erscheint die Nichtexistenz der Tabes bis zu diesem Zeitpunkt recht wahrscheinlich. Dieser Ansicht scheint auch Erb zu huldigen; auch die Beantwortung dieser Frage wäre einer neuen Untersuchung wert.

Die folgenden Blätter, die Grabbes Krankheit vom medizinischen Standpunkt aus beleuchten, sollen uns zugleich die Geschichte der Tabes dorsalis zu Beginn des 19. Jahrhunderts vor Augen führen. In dieser Zeit hatte sie, wie Leyden treffend (a. a. O. S. 3) bemerkt, „das Geschick, in Deutschland eine Rolle zu spielen. Sie wurde ein fast populärer Begriff, von dem Ärzte und Laien sich nicht lossagen konnten, und in welchem Krankheitsbilder ohne bestimmten Charakter und ohne ein sicheres pathologisch-anatomisches Substrat verschmolzen wurden.“ Die klassischen Beschreibungen von Romberg (1851) u. a. waren noch nicht erschienen, die die Ärztewelt mit dieser Krankheit genauer bekannt machen sollten.

Meine folgenden Betrachtungen betreffen also die „Frühzeit“ der Kenntnisse über die Tabes und im besonderen die Krankengeschichte Grabbes. Für den Arzt hat es erstens etwas Verlockendes auf Grund der vorhandenen zwar oft spärlichen Literatur eine Differentialdiagnose zu stellen; zweitens ist überhaupt von Interesse zu konstatieren, dass es auf Grund von literarischen Mitteilungen möglich sein kann heut Diagnosen zu stellen, die seinerzeit zu stellen unmöglich waren.

Dass die Pathographie, wie Iwan Bloch (Medizinische Klinik 1906, No. 25 und 26) sich ausdrückt, durchaus geeignet und berufen ist, als ein wichtiges Hilfsmittel der Biographie und der Erforschung des Lebenswerkes unserer Dichter und Denker verwertet zu werden, dürfte nicht mehr bestritten werden. Mit einem gewissen Befremden liest man, wenn Otto Krack in seiner Studie über Grabbe (Sammlung „Die Dichtung", Band XXV) S. 16 schreibt: „an Grabbe ist so viel Geheimnisvolles, was keine Wissenschaft erklären kann, und es scheint fast, als ob dieses Unerklärliche, das sich nicht mit dem blossen Verstande begreifen lässt, gerade seine Besonderheit und Wesenheit ausmache". Da muss ich doch in dieser Beziehung ausdrücklich betonen, dass die medizinische Betrachtungsweise eines Dichterlebens, d. h. das Eingehen auf dessen körperlichen Zustand und Krankheit, mehr Licht zu schaffen vermag, als mancher vielleicht denken mag. Sind es denn nicht viel mehr als Phrasen, wenn Krack weiter schreibt: „Jenes Chaos, das sich nicht sagen, nur fühlen lässt. Wer's nicht fühlt, wird's nicht erjagen. Es ist das Ureigenste, das Göttliche dieses Menschen, das er nicht ererbt, nicht überkommen und das er mit keinem gemein hat"! Wenn der Literarhistoriker Carl Anton Piper in seinen „Beiträgen zum Studium Grabbes" (1898) den Dichter als eine psychopathische Erscheinung schildert d. h. ihn mit der Diagnose „psychopathische Minderwertigkeit" (besser nach Möbius „Degeneration") im Sinne J. L. A. Kochs belegt, so erklärt diese Betrachtungsweise nur einen Teil von Grabbes Wesen und Krankheit.

Dass Grabbe von Hause aus geistig degeneriert war, darf nach den uns vorliegenden Berichten in den über ihn verfassten Biographien nicht wohl zweifelhaft erscheinen. Ich muss hier auf die S. 21 im Teil I, gemachten Bemerkungen und auf Mendels treffende allgemeine Charakteristik verweisen.

Dass diese geistige Degeneration bei Grabbe zum grössten Teil auf Alkoholmissbrauch zurückzuführen ist, dürfte nicht weniger deutlich aus den uns zahlreich vorliegenden Notizen erwiesen sein; niemand wird bezweifeln, dass Grabbe, der jede Art von Alkohol trank, als ein chronischer Alkoholist zu bezeichnen ist. Wie wir später sehen werden, sind dem Dichter von den ihn behandelnden

Ärzten des öfteren Vorhaltungen deswegen gemacht worden; zeitweise scheint er zwar daraufhin abstinent gewesen zu sein, aber es war zu spät: er konnte von dem ihm so lieb gewordenen Gift nicht lassen. So bekennt er offen an Immermann am 4. Jan. 1835 (Grisebach IV, 369): „ich kann mich eben so gut irren, als ich früher meiner Gesundheit mit Trinken geschadet"; ein andermal (17. Februar 1834) rühmte er sich demselben Freunde gegenüber, dass er sein Gelübde halte — gemeint ist offenbar das Rumverbot — dabei trinkt er doch ein mässiges Glas Punsch, nicht mehr den schweren Bordeaux (17. Dez. 1834). Den folgenden Tag dankt er Immermann, dass er Bier trinkt und nicht den Morgen-Rum. Dass Grabbe sich auf diese Weise den Magen durch den allzu häufigen Alkoholgenuss ruiniert hatte, berichten seine Biographen übereinstimmend, und er selbst schreibt am 13. März 1835, dass er „ausser etwas Bier, weder Essen noch weniger ein geistiges Getränk (was Sie bei mir leicht vermuthen würden) zu mir nehmen konnte". Bei dieser Gelegenheit fügt Grabbe hinzu, dass seine Krankheiten genau mit seinen Gemütsbewegungen zusammenhängen.

Alles in allem zeigen schon diese wenigen Notizen, dass Grabbe von einem Missbrauch geistiger Getränke nicht wohl frei zu sprechen ist. Trotzdem suchte Grisebach den Dichter gegen den Vorwurf der Trunksucht zu verteidigen, aber mit Unrecht. Wozu? Grisebach behauptet, ein Trinker habe solche Werke nicht schreiben können; dass er sie tatsächlich, und zwar unter der Wirkung des Alkohols, geschrieben hat, genügt! Schreibt Grabbe doch selbst vom „Hannibal", dass er „unter Wein und Tee mit Rum geschrieben" wurde (IV, 398)[60]). Selbst der Literarhistoriker J. Minor musste gegen Grisebach einwenden (Deutsche Literatur-Zeitung, 1903, Nr. 30, S. 1840—1846): „Wer aber morgens anstatt seines Kaffees Rum trinkt, der macht sich doch recht verdächtig; und ein Trinker ist nicht der, der enorme Quantitäten verträgt, sondern jeder, der mehr trinkt, als er verträgt." Besser ist die Kraepelin'sche Definition des Trinkers, die besagt, dass Trinker

---

[60]) Vgl. dazu jetzt eben die Ergebnisse von C. F. van Vleutens Umfrage „Dichterische Arbeit und Alkohol" betreffend, im Literar. Echo vom 15. Okt. 1906, S. 82—146; S. 146 setzt er das Urteil über Grabbe aus.

jeder ist, bei dem eine Dauerwirkung des Alkohols nachzuweisen ist, bei dem also die Nachwirkung einer Alkoholgabe noch nicht verschwunden ist, wenn die nächste einsetzt; oder, wie G. Hirth sich ausdrückt („Wege zur Liebe“ [Kleine Schriften Bd. III], 1906, S. 449): „Trinker ist jeder, der seinem Organismus nicht die Zeit zur Entlastung von den einzelnen alkoholischen Angriffen gönnt, der also permanent unter der Einwirkung des Giftes steht.“ So stand es auch bei Grabbe; und was bezweckt Grisebach schliesslich, wenn er den Dichter zu einem Philister und Spiessbürger stempelt?

Wir kommen nun zu dem Punkte, der die Erklärung gibt, auf welcher aitiologischen Basis sich bei Grabbe die Tabes dorsalis entwickeln konnte: ich meine die geschlechtliche Infektion Grabbes als Student.

Bekanntlich bezog der Dichter Ostern 1822 die Universität Berlin, mit dem fast vollendeten „Gothland“ (Grisebach, Band IV, S. VIII). Der Literarhistoriker O. Waltzel (Herrigs Archiv, 112. Band, S. 177) hat sich gelegentlich der Kritik über Grisebachs Grabbe-Ausgabe die Frage vorgelegt, ob im „Herzog von Gothland“ „Erlebtes von unerquicklichster Gemeinheit“ oder künstliche Überreizung einer unkeuschen Phantasie zum Worte komme. Ich habe von jeher, wie offenbar auch Grisebach (a. a. O. S. VIII) und Ploch (Grabbes Stellung in der deutschen Literatur, 1905, S. 19), angenommen, dass Grabbe in diesem Jugendwerk ungeniert seine Bordellerlebnisse (offenbar aus Leipzig und Berlin) zur Darstellung brachte (vgl. Scherz, Satire, Ironie usw. II, 2.) Es ist bekannt, dass zu dieser Zeit in Berlin das Bordellunwesen üppig florierte.

Besonders die Worte Gothlands (IV, 1)

„Du liebst?
Da sieh dich vor, dass
Du nicht venerisch wirst!“

hätte der Vater Grabbe seinem Sohne zurufen sollen. Aber es war zu spät.

Als ich Ed. Grisebach am 3. November 1904 schrieb, dass ich über Grabbes Krankheit arbeite, antwortete er mir gleich am folgenden Tage: „Auf Ihre Studie über Grabbes Krankenge-

schichte freue ich mich; ohne sich auf mich als Quelle zu berufen, erwägen Sie doch ja dabei, dass der junge Grabbe in Berlin die Syphilis durchgemacht hat, wie ich vom alten Köchy[61]), also ganz authentisch, weiss. Die Möbiussche Abhandlung über Nietzsches Syphilis[62]) hat mich u. a. auch deshalb besonders interessiert".

Ich trage indes kein Bedenken, diese von Grisebach mitgeteilte wichtige Notiz nach dessen Ableben zu veröffentlichen, nachdem Iwan Bloch vor kurzem, gleichfalls durch Grisebach aufmerksam gemacht, über Schopenhauers gleiche Erkrankung berichtet hat.

Die venerische Infektion Grabbes dürfte in Leipzig erfolgt sein, und zwar in dem Zeitraum von Ostern 1820 bis ebendahin 1822, in welchem er als Student bereits eifrig am „Gothland" schrieb. In Berlin erst mag er sich vielleicht zur Behandlung der Krankheit in die ärztliche Kur begeben haben.

Erinnern wir uns daran, dass, als Grabbe in Berlin Student war, gerade kurz vorher durch Joh. Nep. Rust, der damals von Wien nach Berlin kam und bald grossen Einfluss in der Metropole an der Spree gewann[63]), die Schmierkur besonders gegen Syphilis zur allgemeinen Anerkennung gelangte, ja, nach Rusts eigenen Worten, bis zum Missbrauch. Wie F. A. Simon (Geschichte und Schicksale der Inunctionskur u. s. w., Hamburg 1860, S. 184 und 294 ff.) hervorhebt, wurde die lange vergessene, verachtete, verabscheute Inunctionskur „plötzlich die Lieblingsheilmethode" vieler Ärzte[64]).

Diese Tatsache verdient hier umsomehr betont zu werden, als wir dann wieder etwa zwanzig Jahre lang, bis in die 40er

---

[61]) Geb. 1800, † Mai 1880 in Leipzig. (Vgl. Allg. Deutsche Biographie, Bd. 16, 414: Intimus des jungen Grabbe)

[62]) Vgl. dazu auch: E. Ebstein, Über das Pathologische bei Nietzsche: Zeitschrift „Janus", November 1905.

[63]) In meinem Besitze befindet sich ein sehr schöner Kupferstich von Rust, den Fr. Bolt 1822 nach dem Gemälde von Tangermann gestochen hat. Das betreffende Blatt ist „dem hochverehrten Lehrer gewidmet von seinen dankbaren Zuhörern in den Jahren 1821 und 1822".

[64]) Vgl. auch G. F. L. Stromeyer, Erinnerungen. Band I, Hannover 1875. S. 184 f.

Jahre des 19. Jahrhunderts, nur noch wenig oder fast gar nichts von der Schmierkur hören. Es gab in der Tat zwischen 1825 und 1845 eine Zeit, wo man selbst, wie Simon (S. 296) erzählt, als Giftmischer und Mörder verschrieen wurde, wenn man Quecksilber bei der Syphilis gebrauchte, und wo die Patienten es gewöhnlich zur Bedingung machten, ihnen ja kein Quecksilber zu geben; es war die Zeit, wo das Zittmannsche Decoct, wie auch zu Ende des 18. Jahrhunderts[65]), in Blüte stand, bis das Jodkali ihm den Rang streitig machte.

Dass Grabbe in dem Briefe an Kettembeil vom 1. Sept. 1827 (IV, 233 f.) mit dem Passus: „Du charakterisierst unsere Berliner Periode sehr gut, indem du sie als Periode der Pomade andeutest", an seine vor wenigen Jahren vorgenommene Schmierkur erinnert, scheint mir höchst wahrscheinlich. Dann schreibt Grabbe in demselben Briefe weiter: „Mit meinen Medizingläsern habe ich die Leipziger Madame Georgi auf ähnliche Art erfreut". Und weiter berichtet Grabbe am 2. Dez. 1827 (a. a. O. IV, 241) an Kettembeil über sich selbst: „Sohn ziemlich geringer Eltern . . . , mitten in Gefängnisszenen als Kind erwachsen, sodann selbständig und ohne Kontrolle, seither bloss Wissenschaft liebend, besonders Diplomatik und zu diesem Fache bestimmt, — dann — dann in innere und äussere Abgründe, die ich stets bestmöglich verstecken musste und muss, — . . . Leipzig, Berlin . . . braue daraus pp., was Du magst."

Die Krankheit, die Grabbe möglichst verheimlichen musste, dürfte gewiss nichts anderes als eine geschlechtliche Infektion gewesen sein, und zwar eine syphilitische, wie wir nun durch Köchy-Grisebach „authentisch" wissen.

Dieses von Grabbes Freund überlieferte Zeugnis würde auch dann keine absolute Sicherheit für eine luetische Erkrankung bieten, wenn Grabbes Arzt selbst der Gewährsmann gewesen wäre.

Wir müssen dann immer noch mit der Möglichkeit rechnen, dass es sich bei der damals herrschenden Identitätslehre (vgl.

---

[65]) Vgl. E. Ebstein, Zur Geschichte der Venerischen Krankheiten in Göttingen: Zeitschr. „Janus". April 1905, S. 178—196.

Iwan Bloch, Geschichte der Hautkrankheiten, bei Neuburger-Pagel, Bd. III, 1904, S. 452) um ein anderes Genitalleiden bei Grabbe gehandelt haben könnte. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte aber die Diagnose einer syphilitischen Erkrankung doch zu Recht bestehen. Wenn wir auch nichts anderes wüssten als die Beschreibung der Krankheitssymptome, die — wie wir noch sehen werden — auf eine Tabes dorsalis hinweisen, so müssten wir die Syphilis als aitiologisches Moment ohnehin fast voraussetzen.

Die syphilitische Erkrankung vorausgesetzt, besitzen wir, ausser der geistigen Degeneration und dem chronischen Alkoholismus, das hauptsächlichste aetiologische Moment[66]) für das Zustandekommen von Grabbes Krankheit: Tabes dorsalis.

Die Diagnosenstellung der Tabes hat sich in den letzten 50 Jahren etwas verschoben. Steinthal (a. a. O.) betonte 1844 unter den wesentlichen Symptomen der Tabes: 1. die lähmungsartige Schwäche und vollständige Lähmung der Extremitäten, zumal der unteren (eigentümlicher Gang, unsicher, schwankend u. s. w.), 2. lähmungsartige Schwäche und vollständige Lähmung der Harnblase, 3. Gefühl von Zusammenschnüren des Leibes, 4. Amblyopia amaurotica, 5. Unbefangenheit, Sorglosigkeit, fast Heiterkeit des Gemüts. Friedrich Schultze in Bonn hat vor kurzem (Deutsche mediz. Wochenschrift vom 24. November 1904, S. 1747 ff.) eine lesenswerte Arbeit über Diagnose und Behandlung der Frühstadien der Tabes geschrieben; darin betont er, dass die Prüfung auf das Rombergsche Symptom (seit 1851 bekannt) „geradezu unnötig geworden“ sei; als Hauptsymptome erkennt er an: lancinirende Schmerzen (oft Rheumatismus genannt), Lichtstarre der Pupillen, Fehlen der Patellarreflexe. Hypästhesien, Hyperästhesien und Parästhesien, sowie ausgebreitete oder umschriebene Hypalgesien seien für die Feststellung einer beginnenden Tabes viel wichtiger und entscheidend.

Aber die meisten dieser Symptome, fährt Schultze fort, führen den Kranken nicht zum Arzte. Erst wenn etwa die neuralgischen

---

[66]) Vgl. u. a. Robert Bing, Die Pathogenese der Tabes: Medizinische Klinik 1905, No. 49 und 50.

Schmerzen hartnäckiger werden, oder wenn gewisse weitere Symptome, oft scheinbar ganz fernliegender Art, den Kranken zu quälen beginnen, wird der Arzt aufgesucht. Von diesen Symptomen wurden die sog. gastrischen Krisen sowohl heute als auch damals, wo sie noch nicht als Tabessymptom zu diagnostizieren waren, verkannt. Bekanntlich machen sich diese „Crises gastriques" oft zeitlich zuerst bemerkbar und können wohl auch das allererste Symptom der Tabes darstellen.

So offenbar auch bei Grabbe. Wenn Grabbe am 10. November 1830 an Kettembeil (Grisebach IV, 298) schreibt: „Meine tolle Lebensart und das ewige Sitzen bei dem Ungetüm von Napoleon hatte mir Blutbrechen zugetragen, und vorigen Donnerstag hing mein Leben von 1/4 Stunde mehr oder weniger Apothekergeschwindigkeit ab. Vide an einl. Etiquetten[67]), dass ich nicht lüge. Jetzt wieder besser, bei meiner zähen Natur, aber der hiesige Hofrat [gemeint ist der Arzt Dr. Piderit in Detmold] hält mich im Zügel der Diät, weil er sagt, ich verdiente es, diät zu seyn."

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass diese Briefstelle die erste Andeutung[68]) enthält von den Grabbe heimsuchenden Magenkrisen, wie sie mit Charcots klassischer Beschreibung in die Pathologie der Tabes eingeführt sind. Nach Erbs neuester Darstellung (v. Leydens „Deutsche Klinik". Bd. 6, 1, 1905) gehört neben dem unstillbaren Erbrechen, erst von Speisen, dann von Schleim und Magensaft, das Blutbrechen dabei zu den selteneren Vorkommnissen[69]).

Soviel lässt sich aber mit Sicherheit aus den beiden Briefstellen entnehmen, dass weder Grabbe selbst, noch der ihn damals behandelnde Hofrat Piderit den Grund des Leidens d. h. den Zusammenhang der Krisen mit der Tabes erkannte. Dass Piderit Grabbes „Magenkrisen" als eine infolge zu reichlichen Alkohol-

---

[67]) Die Rezepte haben sich nicht erhalten.

[68]) Bereits am 3. August 1830 spricht Grabbe von Blutspeien.

[69]) Vgl. auch Alfred Neumann, Haematemesis bei organischen Nervenerkrankungen (Tabes) in: Deutsche Zeitschrift für Nervenheilkunde. 29. Bd. (1905) S. 398—412.

genusses entstandene Magenaffektion auffasste, geht u. a. auch aus der brieflichen Mitteilung hervor, die ich durch gütige Vermittelung des Herrn Gymnasiallehrers Oesterhaus Herrn Professor Winkelsesser in Detmold verdanke, der mit einer Enkelin Piderits verheiratet ist. Danach hat Piderit später erzählt, wie er Grabbe seines spirituellen Lebenswandels wegen Vorhaltungen gemacht und auf ein vorzeitiges Ende hingewiesen habe, wenn er seine alkoholistischen Neigungen nicht liesse.

In der Tat gehören die Magenkrisen zu den allerschwersten Symptomen der Tabes. Von neuem befiel (nach Duller a. a. O. S. 51) den Dichter im August 1834 eine gefährliche Magenkrankheit. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir auch diese Erkrankung als eine erneute Attake von tabischen Magenkrisen auffassen. Wie Duller weiter betont, brachte diese Erkrankung eine gänzliche Veränderung seines Äusseren herbei, wohl besonders hervorgerufen durch rapide Abmagerung, welche sich mit solchen Krisen zu vergesellschaften pflegt. Derart abgemagert sehen wir Grabbe auf dem im „Rheinischen Odeon" von 1838 erschienenen Brustbild, das nach der Natur von Ludwig Heine gezeichnet ist (vgl. Grisebach S. LI); Duller nennt das Grabbe-Porträt treu d. h. ähnlich (vgl. Ploch S. 11), und ich habe schon früher betont, dass es das beste Bild ist, das wir von dem Dichter haben (vgl. das Titelbild zu dieser Arbeit).

Wenn Grabbe im Juli 1835 (Grisebach IV, 480) aus Düsseldorf schreibt, dass ihm der Hofrat und Leibarzt Piderit seine Choleraanfälle vertrieben habe, so dürfen wir dieser Angabe mit gewissen Zweifeln begegnen, da die Cholera damals in Deutschland verbreitet war und alle Gemüter beherrschte[70]) und infolgedessen vielfach Erkrankungen von seiten des Magens und Darms jedenfalls oft als Cholerasymptome gedeutet wurden. Dafür spricht auch der Anfall, der Grabbe im September desselben Jahres in Derendorf bei Düsseldorf befiel, als er mit Immermann und Theodor von Kobbe zusammen war; letzterer beschreibt, wie

[70]) Grisebach IV, 390 spricht Grabbe von einem „Haufen Berliner Choleraärzte."

wir bereits oben (S. 12 f.) gesehen haben, den Anfall genau. „Ein Offizier, der die Cholera bekommen hat", hiess es allgemein. Also die Bevölkerung stellte ohne viel Überlegen die Diagnose. Grabbe, in ein Weinhaus gebracht, wurde auf ein Sofa gelegt, wo er in einen totenähnlichen Schlaf verfiel. Am anderen Morgen war Grabbe ernstlich erkrankt und musste zu Bett liegen. Soweit Kobbe.

Wir dürfen wohl heute — so unvollständig und ungenügend die gegebenen Symptome auch sind — vermuten, dass es sich bei den den Tabiker Grabbe öfters heimsuchenden Choleraanfällen vielleicht um tabische viscerale Krisen des Magens oder Darms gehandelt hat, die, wie wir hervorhoben, allerdings damals noch nicht als zum Bilde der Tabes gehörig gedeutet werden konnten, da sie, zwar schon 1858 und 1866 erwähnt werden, aber erst 1868 durch Charcots klassische Beschreibung in die Pathologie der Tabes eingeführt worden sind. Bei den eigentlichen Darmkrisen handelt es sich um plötzlich eintretende Anfälle von Durchfällen ohne sonstige nachweisbare Ursache, meist ohne gleichzeitige Schmerzen. Dass derartige Attaken Grabbe herunterbringen und den Krankheitsverlauf verschlimmern mussten, ist einleuchtend.

v. Malaisé räumt in einer lehrreichen Arbeit (Die Prognose der Tabes dorsalis. 1906. S. 34) dem Alkoholmissbrauch die erste Stelle ein betreffs Verschlechterung der Prognose. Malaisé betont, dass von den Kranken der Alkohol als Palliativmittel noch energischer als sonst in Anwendung gebracht zu werden pflegt. In den ungünstig verlaufenden Fällen fanden sich Angaben über Schnapspotus äusserst häufig; demgegenüber hatten eine Anzahl günstiger Fälle in ihr Regime auch eine Meidung des Alkohols, zum mindesten in grösseren Dosen, aufgenommen. Dass Grabbe zeitweise den Alkohol meiden wollte, haben wir vorher gesehen. Aber bei Grabbe blieb es bei dem Wollen. Sein ganzes Leben ist er dem Alkohol treu geblieben. Ellmenreich[71]) erzählt (a. a. O. S. 87 f.) aus dieser Zeit, wie Grabbe stundenlang bei einem Glase Wein sass, der seiner durch Spirituosen bereits

[71]) Albert Ellmenreich, geb. 1816, Musiker, Schauspieler, Bühnendichter, kam 1834 zu Immermann nach Düsseldorf, lebt noch in Lübeck.

abgestumpften Zunge nicht mehr genügte, — seltener bei einem Gläschen Grog, der ihn schon eher animierte. „Eigentlich trinken, etwa gar sich betrinken, sah man ihn in der Kneipe nie. Freilich konnte er damals auch schon nicht viel vertragen. Sein Körper war schon zu sehr zerstört durch den Alkoholgenuss, dem er heimlich fleissig fröhnte. Fast pünktlich zu bestimmter Abendstunde — meist schon um 11 Uhr — erhob er sich und liess sich von dem ihm erwartenden Burschen nach Hause geleiten in seine ‚Spelunke'" (Grabbes eigene Bezeichnung).

Hermann Marggraff (Bücher und Menschen. Bunzlau 1837. S. 215) meinte, „man hätte ein Bulletin über seinen Seelen- und Körperstand ausgeben können und würde ihn Tag für Tag kränker gefunden haben. Er sah das Grab, in das er hineintaumelte, aber er fürchtete den Tod nicht, er trank, er taumelte ihm zu und wenn das Spirituose in ihm verdunstete, griff er zu seinen gefährlichen Anregungsmitteln; er ersetzte, was innerlich abdampfte, durch äussere Zuflüsse, die ihn allmählich aufrieben."

Diese Notizen sollen in erster Reihe zeigen, wie sehr Grabbes Leben unter dem Zeichen des Alkohols gestanden hat, wie ich auch schon oben betont habe. Dann machen sie es uns verständlich, wie verderblich ein derartiger Alkoholmissbrauch auf den Verlauf der Tabes dorsalis bei Grabbe einwirken musste.

Unter den bei Grabbes Tabes auftretenden Symptomen habe ich nach Abhandlung der Krisen der sog. lancinierenden Schmerzen zu gedenken, die ihn des öfteren heimsuchten und von den Ärzten und von ihm selbst als Gicht und Podagra gedeutet wurden. So schreibt er u. a. am 14. Juli 1830: „Obgleich ich viel arbeite, leide ich an Händen und Füssen schnöde an der Gicht" und am 15. Jan. 1831: „Die Gicht ist fort, aber Nervenschläge treffen mich doch noch alle 4 Wochen mit schauderhafter Kraft." Noch am 10. Mai 1836 nannte er sich einen „Podagristen", der sich nach Hause führen lassen müsse (Grisebach IV, 127).

Dass Grabbe einen ataktischen Gang gehabt hat, scheint aus Immermanns Berichten hervorzugehen. Schreibt dieser doch (Memorabilien Bd. VI, S. 14) bei Gelegenheit eines Umzuges, den Immermann mit Grabbe zusammen vollzog: „Voran der

Karren mit dem Koffer und Mantelsack, auf dem der Auditeurdegen, lose angebunden, hin und herschwankte; hinterher Grabbe an meiner Seite mit hohen und wankenden Schritten das Pflaster tretend". Ebenda heisst es Seite 45 weiter: „Zuweilen aber kam er auch zu mir, wenn die verdrossenen Füsse ihm den Gang nach meiner entlegenen Wohnung erlauben wollten. Da gab es dann den lächerlichsten Anblick. Weil er sich nämlich nie in den Weg finden lernte, so musste ihn eine Magd jederzeit zu mir begleiten. Auf diese Weise aber langte das Paar in meinem Garten an: Grabbe mit ernsthaftem Gesichte hinter der Magd unsicher einherschreitend." Ziegler (a. a. O., S. 162) schreibt: „In seinem ganzen Körper war kein Halt, er wankte so, dass man fast befürchten musste, er möchte umfallen; nur langsam bewegte er sich fort, nach seiner Weise, wo er die Spitzen der Füsse wie zufühlend voraussetzte, was übrigens nicht von einer Schusswunde im Duell gekommen war, wie mehrere Aufsätze gemeldet haben, . . . — Gott, wie betrübt! Nein so traurig hätt' ich mir's nicht vorgestellt! sagte man. Der lebt keinen Monat mehr, es ist aus mit ihm. Übrigens ist es nur gut, er sehnt sich gewiss auch selbst nach dem Tode. Er hat offenbar die Schwindsucht. Der verfluchte Rum! — . . . . Sieh er fällt vor Mattigkeit. — No — no; es geht noch einmal."

Grisebach (a. a. O. IV, LIX) betonte, dass diese in den unteren Extremitäten auftretenden Schwächezustände[72]) mit der Diagnose Tabes dorsalis durchaus stimmten. Nun daraufhin allein wird man nach den heutigen modernen Anschauungen diese Diagnose nicht stellen dürfen. Ich habe im ersten Teil (S. 20) die Differentitaldiagnose zwischen der echten Tabes und der Pseudotabes alcoholica erörtert, glaube aber, dass wir es hier mit der Ataxia tabidorum zu tun haben, obwohl die Unterscheidung zwischen dem tabischen und neurotabischen Gange ausserordentlich schwer sein kann. (Remak a. a. O. S. 460). Überhaupt kann die Differentialdiagnose so schwierig sein, dass, wie Leyden noch 1892 betonte, auch geübte Diagnostiker jahrelang unsicher bleiben können. Im Gegen-

[72]) Grabbes Brief vom 17. Mai 1835: „und meine Füsse sind zum Stehen zu schlecht" (Grisebach IV, 456).

satze zur Tabes dorsalis ist aber für die Neurotabes (oder besser „ataktische Polyneuritis“ nach Remak a. a. O. S. 455) eine aetiologische Beziehung zur Lues nur ausnahmsweise behauptet werden. Indes scheinen bei Grabbes Zustand die aetiologischen Momente Lues und Alkohol eng miteinander verknüpft.

Dass Grabbe während des Verlaufs der Tabes an Zittern der Hände gelitten hat, habe ich nirgends erwähnt gefunden. Seine Handschrift war vielmehr bis in die letzte Lebenszeit (vgl. unser Faksimile aus der Niederschrift der „Hermannsschlacht“) fest, klar und deutlich, wie schon oben hervorgehoben.

In der Regel werden bekanntlich die Arme erst ergriffen, wenn die Leistungsfähigkeit des Kranken schon in solchem Masse herabgesetzt ist, dass auch seiner Hände Arbeit nicht mehr in Betracht kommt, und fast regelmässig ist der Grad ihrer Erkrankung erheblich geringer als an den unteren Extremitäten (vgl. von Leyden, Berlin 1863, a. a. O. S. 223).

Des weiteren sei noch auf eine interessante Stelle in Grabbes Brief vom 21. Februar 1835 (IV, 406) hingewiesen, wo es heisst: ‚Mein Körper ist mir ziemlich etwas Fremdes, er hat seine eigenen Interessen, was man oft an den unwillkürlichsten Bewegungen einer Fusszehe bemerken kann und die Ärzte wissen bis dato, so fleissig sie studiert haben mögen, noch nichts davon, wie's zusammenhängt. Darum brauche ich auch keinen von der Sorte . . .“ Dass diese unwillkürlichen Muskelkontraktionen eine merkwürdige Erscheinung darstellen, welche sich meistens erst — wie auch bei Grabbe — in den höchsten Graden der Krankheit zeigt, haben u. a. Hutin und v. Leyden (a. a. O. S. 222) berichtet. Dass die Erklärung dieses Phänomens nicht nur anno 1835 den Ärzten unbekannt, sondern noch 1863 zweifelhaft war, geht aus den Ausführungen Leydens hervor, der betont, dass es schwer sei, die Erregungsquelle für die Muskelkontraktionen nachzuweisen, welche weder im Sensorium (Willen) noch an der Peripherie liegen können.

Zum Bilde der Tabes dorsalis gehört auch die im Verlaufe der Krankheit sich mehr und mehr fühlbar machende Geschlechts-

schwäche, sich steigernd bis zur Impotenz. Ich kann hier kurz daran erinnern, dass der zehn Jahr jüngere Grabbe am 6. März 1833 mit der 41 jährigen Luise Clostermeier getraut wird. Der Dichter Levin Schücking erinnert sich ihrer (vgl. Ploch a. a. O. S. 103) — damals war sie allerdings eine 48 Jahre alte Witwe — mit diesen Worten: „Sie machte einen nicht angenehmen Eindruck, die kleine wohlgenährte, überaus lebhafte Frau, mit ihrer mielleusen [= honigsüssen] Beredsamkeit: wie von einer aus ihren Angeln geworfenen und mit Leidenschaftlichkeit gepaarten ordinären Natur; und es trug alles umher das Gepräge erdrückender Kleinbürgerlichkeit."

Am 28. April 1872 schreibt Freiligrath: „Dass Grabbes Ehe eine unselige war, wer mag sagen, wessen Schuld es war? Frau Grabbe hatte auch ihre Härten und Herbigkeiten, aber welches weibliche Wesen wäre wohl auf die Dauer mit Grabbe ausgekommen! Vieles haben auch die Hetzereien der Trinkfreunde, vieles hat der Klatsch der kleinen Residenz verschuldet" (Deutsche Revue, Dez. 1901, S. 277). Piper (a. a. O. S. 34) betont in dieser Angelegenheit sehr richtig: „Der eigentliche Grund für die Entfremdung der beiden Ehegatten liege aber ganz wo anders. Grabbe konnte seiner Frau vor allen Dingen keine körperliche Befriedigung bieten." Das geht aus der Erzählung Zieglers hervor, welcher berichtet, dass die Detmolder Bekannten ihm zugerufen, als er gedroht, er werde sich seiner Frau gegenüber schon als Mann zeigen: „Das ist es gerade, was sie verlangt." Piper lässt es allerdings dahingestellt, woher die sexuelle Schwäche stamme, ob sie ererbt, ob erworben sei: er sagt nur: es ist beides möglich.

Die Ehe blieb kinderlos. —

Wie gesagt, gehören bekanntlich Störungen der Geschlechtsfunktion zum Bilde der Tabes dorsalis; im praeataktischen Stadium fehlen sie selten; die Hauptsignatur dieser Störungen ist, wie Erb hervorhebt, die Geschlechtsschwäche. Sie äussert sich in Abnahme der Potenz, verminderter sexueller Leistungsfähigkeit usw. bis zur völligen Impotenz. Auch die Kinderlosigkeit dürfte ein Bestätigungssymptom für die Impotenz Grabbes sein.

Es erübrigt noch, dass ich auf die Möglichkeit hinweise,

dass neben Grabbes Lues ein starkes Trauma das auslösende Moment für seine Erkrankung an Tabes gewesen sein könnte, und dass sich daran die ersten tabischen Symptome angeschlossen hätten, oder dass, was noch viel häufiger ist, die schon vorhandene Tabes durch ein solches Trauma erheblich verschlimmert und in ihrem Verlauf beschleunigt wurde.

So schreibt Grabbe am 23. August 1829: „Ich habe Wagen und Pferd zerschmettert und liege krank." Am 31. Januar 1830: „Der linke Arm ist mir seit vier Wochen zerschmettert . . . Wundfieber . . . Ein Schlitten, in welchem ich umstürzte, brach mir die Canaille, den Arm, ab . . .". Am 16. Februar 1830: „denn ich habe bei dem Umsturz eines Schlittens meinen linken Arm total gebrochen." Die Klagen über den Armbruch gehen bis in den Juli 1830 (Grisebach IV, 288) hinein.

Aber das Unglück wollte es, dass Grabbe kurz nach diesem Trauma, von dem er noch in dem an Kobbe gerichteten Briefe vom 10. Februar 1832 (vgl. Teil I, S. 5 f.) spricht, von einem wilden Hunde gebissen wurde; am 3. August 1830 heisst es: „Folgen eines zerschmetterten Armes, Gicht, Biss eines tollen Hundes, der hoffentlich nicht schaden wird, weil Tollheit auf Tollheit wenig wirken kann, . . ." am 4. August desselben Jahres: „mich hat, im Ernst, ein quasi toller Hund gebissen, denn das ist alles nur Charlatanerie"; am 12. September: „ein toller Hund hat mich wahrhaftig gebissen. Es geht vielleicht gut." —

Wenn es wahr ist, dass der Tabiker Grabbe von einem wirklich tollen Hunde gebissen wurde, so erinnere ich nur an die jüngst von L. Stembo (Neurolog. Zentralblatt 1904) veröffentlichte Krankengeschichte, nach welcher bei einem Tabiker, der von einem Hunde gebissen und nach Pasteur mit 28 Injektionen von antirabischer Markemulsion behandelt war, die lancinierenden Schmerzen, die vorher der Behandlung getrotzt hatten, aufhörten! (Vgl. Schmidts Jahrbücher Bd. 289, 1906, S. 13—26.)

Ich möchte diese Beiträge zur Krankengeschichte Grabbes nicht schliessen, ohne auf den Verkehr Grabbes mit seinem Düsseldorfer Arzte kurz hingewiesen zu haben. In Grabbes

Düsseldorfer Zeit (Dezember 1834 bis Mai 1836) fällt sein Verkehr mit dem dortigen praktischen Arzt und Kreisphysikus Karl Heinrich Ebermaier (geb. 1803, gest. ca. 1869[73]), den er wohl durch Immermann kennen gelernt hatte. Als Immermann an den Augen erkrankte, schrieb ihm Grabbe (IV, 440) am 3. Mai 1835: „P[unc]to Ihrer Augen trau' ich erstlich ganz keinem Arzt, denn die Ärzte sind alle noch Schüler der Natur, und Ebermaier gehört deshalb zu den besseren, weil er das weiss." Dass dieses in der Tat der Standpunkt Ebermaiers gewesen ist, ersehe ich aus seinem „Klinischen Tagebuch für praktische Ärzte", Teil 1 (Düsseldorf 1838), S. 80ff., in dem der „Heilkraft der Natur" ein Kapitel gewidmet ist, das in dem alten, nicht leicht bestrittenen Satze (wie er ihn nennt) gipfelt: Natura sanat, medicus curat morbos.

Grabbe mag damals von Ebermaier manche medizinische Belehrung erfahren haben, so dass er selbst gern Immermann gegenüber den ärztlichen Ratgeber spielt. Er gibt Immermann lange Verhaltungsmassregeln zwecks Heilung seines Augenleidens; freilich rät Grabbe auch aus eigner Erfahrung (Grisebach IV, 437 u. 440),da er selbst so unsäglich sechs Wochen an den Augen gelitten hat und Zeit genug fand, in der Finsternis an alle Hilfsmittel zu denken, bis er sich endlich selbst half. Vor allem warnt er seinen Freund, sich mit den Händen an die Augen zu fassen.

Es kann hier leider nicht der Ort sein, auf Ebermaiers Persönlichkeit näher einzugehen, so verlockend es auch wäre. Er promovierte 1824 in Berlin mit einer Arbeit über die „Plantae papilionaceae"; 1829 erschien von ihm ein Buch „Über den Schwamm der Schädelknochen und die schwammartigen Auswüchse der harten Hirnhaut"; 1832 veröffentlichte er seine „Erfahrungen und Ansichten über die Erkenntnis und Behandlung des asiatischen Brechdurchfalls", die er jenem Berliner Professor Rust als „dem unerschütterlichen Verteidiger der Wahrheit in aufrichtiger Anerkennung" zugeeignet hatte. Später hat Ebermaier die Cholera

---

[73]) Weder Hirsch, noch Haeser, noch Pagel erwähnen ihn.

als den Gipfelpunkt der seit etwa 20 Jahren herrschenden gastrisch-nervösen Krankheitskonstitution angesehen (Klin. Taschenbuch I, 102). In eben diesem Werke ist auch den Entzündungen der Augen ein langes Kapitel (S. 525 f.) gewidmet, aus dem man den Stand der damals üblichen Behandlungsmethoden gut erkennen kann. Mir scheint, dass es sich bei Immermanns Augenerkrankung um eine sog. gichtische Augenentzündung (vgl. S. 539) gehandelt haben könnte, weil Grabbe schreibt: „mir scheint, als wären Ihre Augen vollkommen von der Entzündung geheilt, nur noch etwas matt. Da müssen Sie sich ja vor Erkältung hüten, besonders in diesem gichtischen Frühlingsmonat usw.“

Zu wiederholten Malen klagte Grabbe über seine Augen, besonders über Sehstörungen. Bereits 1826 will er beinahe völlig blind gewesen sein; im Mai 1827 befindet er sich aber wieder auf dem Wege der Besserung (Grisebach IV, 192); er spricht von seinen „Leipzig-Berliner Lorgnetten“, was im Zusammenhang mit dem Folgenden zeigt, dass er bereits in Leipzig und Berlin über erhebliche Sehstörungen zu klagen hatte.

Im Februar 1835 berichtet Grabbe genauer, dass das Wetter ihm auf dem rechten Auge seine alte Februar- und Märzfreundin, die Mouche volante, geschafft habe. „Indes kann ich noch beiher sehen“, fügt er hinzu (IV, 405). Wir hören weiter von ihm selbst, dass er seit 1824 jährlich an diesem Übel zu leiden hat; für das Entstehen desselben macht er rheumatische Einflüsse geltend. Bei der Augenentzündung bestand Fieber, und so scheint er schliesslich, wenn auch etwas unfreiwillig, zu ärztlicher Hilfe Zuflucht genommen zu haben; er berichtet wenigstens am 23. Februar 1835 seiner Mutter: „Ich habe schlimme Augen gehabt, aber einer der ersten mir unbekannten Aerzte der Stadt kam zu mir, ich weiss kaum von wem gesandt. Ich dachte an Hofrat Piderit (in Detmold), der mich auch immer so gut behandelt hat“[74]). Der

[74]) Von Piderit schreibt Grabbe im Juli 1836 (Grisebach IV, 480): „Der Hofrath und Leibarzt Piderit hat mir den zerschmetterten linken Arm geheilt, mein Augenübel kuriert, meine Choleraanfälle vertrieben, mir die Diätfehler klar gemacht, wie selten Jemand, und doch ist er mir noch gut, der sonst so finstre Westphale.“

Düsseldorfer Arzt wird Ebermaier und der Vermittler Immermann gewesen sein.

Pierre Marie hat den Symptomenreichtum der Tabes dorsalis als ein die Prognose ungünstig beeinflussendes Moment bezeichnet; diese Behauptung, die dann Malaisé (a. a. O., S. 20) bestätigen konnte, scheint auch bei Grabbes Tabes zuzutreffen; die Vielheit der Symptome ist schon an sich ein Zeichen für die Ausdehnung und Schwere des Prozesses.

Ohne den Symptomenreichtum der Grabbeschen Tabes bis in alle Einzelheiten zu verfolgen, hoffe ich gezeigt zu haben, mit welch einem armen geplagten, kranken Menschen wir es zu tun haben. Ich glaube, seine Persönlichkeit muss uns auf Grund dieser medizinischen Betrachtungen in einem neuen Lichte erscheinen, und viele Fehler, von denen die früheren Biographen den Dichter nicht freisprechen konnten, und die ihnen als Charakterfehler imponierten, sind nur die Reflexe der schweren Krankheit und aus ihr heraus zu erklären.

Mit Recht durfte Grabbe nach Goethe von sich sagen:

„Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heisst — ein Kämpfer sein."

Grabbe war ein Psychopath, d. h. er gehört zu denjenigen, deren Erkrankung eine endogene ist, und die von Geburt eine fehlerhafte Anlage des Nervensystems aufweisen. Was ihm als moralischer Defekt, als Charakterschwäche, als romantische Grille u. s. w. ausgelegt wird, ist in Wirklichkeit zurückzuführen auf die hereditäre Belastung seines Nerven- und Seelenlebens. Auf dieser psychopathischen Basis entwickelte sich bei Grabbe ein chronischer Alkoholismus, und es ist in der Folge oft schwer, die krankhaften Züge des Hereditariers und des Alkoholisten auseinanderzuhalten.

Als Student acquirierte Grabbe ein Geschlechtsleiden, welches damals als ein syphilitisches angesehen wurde und auch aller Wahrscheinlichkeit nach ein solches war.

Neben den psychischen Alterationen treten bei Grabbe immer deutlichere Symptome hervor, die auf eine tiefgreifende Erkrankung der Nerven und des Zentralnervensystems hinweisen. Gewiss

werden wir aus den überlieferten Krankheitserscheinungen und ohne direkt das Verhalten der Reflexe, der Sensibilität u. s. w. prüfen zu können, nur mit Vorbehalt eine Systemerkrankung nachträglich diagnostizieren können, aber ich halte mich doch für berechtigt, die Tabes dorsalis (Rückenmarksschwindsucht) mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit bei Grabbe anzunehmen.

Der frühe Tod war für Grabbe eine Erlösung von einer langen Kette qualvoller Leiden.

III. TEIL.

---

1. Ungedrucktes.

Zunächst drucke ich die auf S. 15, Anmerk. 46 angezogenen (nicht zusammenhängenden) Blätter der „Hermannsschlacht“ aus dem Besitze der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München ab:

[Blatt 1 (beide Seiten beschrieben)].

nicht ein Lied, sondern Mordschrei
in seinen Eselkopf. — Überfall!

Varus.

Lass dich nicht stören. Arminius scherzt vor der Porta Decumana. Die erstürmt man jetzt noch nicht.

Cäcina.

Er hat wohl zuviel Meth im Kopf.

Varus.

Die Juden in Syrien waren schlau, aber feig, und bückten sich als ich dort Prätor war, vor meinem Blick, wie Jordans Schilf vor dem Wind. Doch die Cherusker: falsch wie die Israeliten, und Tapferkeit faustdick hinter den Ohren, stärker als die drei Mauern Jerusalems, wie es mir vorkommt.

Cäcina.

Arminius erreicht.

Armin.

Nicht ohne Fang! — Ha! da blitzt hoch ein Adler — Geht's nicht durch das Tor, sprengt sich's über den Wall!

(Er entreisst der neunzehnten Legion den Adler und jagt mit ihm zurück:) der Kuckuck! — da Gaul! Zerstampf' den Vogel.

Varus.

Den Adlerträger und die Adlerwacht der neunzehnten Legion gleich erdrosselt. Besorg's Cäcina. Zwei. —

[Blatt 2 (beide Seiten beschrieben)].

sie einen Kopf — sie würden niederschmetternde Felsen!

Schreiber.

Silentium! — Amelung!

Amelung.

Jenes Weib ist seit zehn bis elf Jahren meine Frau. Heut erfahr ich und kann leider beweisen, sie brach im ersten Monat unserer Heirat die Ehe.

Prätor.

Alberne Klage. Ehebruch verjährt nach fünf Jahren. — Rechne dem Kläger die Kosten an, Scriba.

Volk.

Ehebruch verjährt? Was wird

wird alt?

Schreiber.

Prätor? —

Prätor.

Fürchte dich nicht. Dort hinten stehn genug Lictoren. Die cheruskischen Nacken ab, die sich nicht beugen.

Armin (kommt:)

Volk.

Er, der alles könnte, wenn er wollte!
(Es beugt die Knie vor ihm.)

Armin.

Hübsch. Statt uralten Handschlags schon Kniebeugung. Ich sagt immer, der Deutsche ist gelehrig. Alle Hölle, steht auf!

Diese Korrekturen lassen unschwer erkennen, dass Grabbe bestrebt war, den Text möglichst knapp und gedrängt zu fassen.

Ein weiteres Blatt aus der „Hermannsschlacht" ist vor etwa einem Jahre (Herbst 1905) mittelbar aus dem Nachlasse des Dichters Ch. Schad[75]), in denselben Besitz gelangt, und zwar wie die Beilage besagt, von Ignaz Hub[76]), der die Dedikation, — dazu eine braunblonde Haarlocke Grabbes, — mit dem Datum: Würzburg, 3. Oktober 1858 versah. Zu der Fassung ist Grisebachs Ausgabe III, 344 f. zu vergleichen.

[Seite] 69.

überwinden.

Varus.

Was verdankt man nicht deinem Eifer für die gute Sache, und wie beförderst du die Civilisation.

---

[75]) Über diese Schenkung wertvoller Dichter-Autographen der beiden Schad vgl. L. Fränkels Bericht, Zeitschr. f. Bchrfrnd. VIII, H. 8, Beibl. S. 7 f.

[76]) Dessen warme Teilnahme für Grabbe belegt auch sein begeistertes Gedicht „Das Grab zu Detmold" mit einer Revue über alle Dramen Grabbes: Blumenthals Grabbe-Ausgabe IV, S. 658—61.

Hermann (für sich):

Ich will euch civilisieren und bei uns einbürgern, drei Fuss tief unter die Erde, oder noch besser: eure Knochen in Hügeln über ihr, weissglänzende, warnende Malzeichen für künftige Eroberer.

[Seite] 70.

Rö-

Römische Soldaten.

Donnert's?

Varus.

Sprachst Du?

Hermann.

Nein. Die Riemen am Sattelzeug meines Hengstes gingen los und mein Stallbursch brummte.

Varus.

Schone er forthin seiner ungeheuren Lunge. Man schlägt Brummfliegen leicht todt.

(Laut:)

Auf, Hilfsvölker und Legionen!

Her-

Die mit Blatt 75 und 76 bezeichnete Seite gebe ich in Faksimile dem Aufsatze bei.

[Seite] 75.

ihre Bewegungen allmählig nach unsrer Sitte ordnen zu helfen.

Hermann (für sich:)

Spione, heisst das.

Varus.

Und du, Wegkundiger, bleibst einige Zeit bei uns, und bedeutest mir und der Vorhut den Weg auf die Empörer.

Hermann (für sich):

Schnell geht's in Rom! Schon Empörer, ehe sie Untertanen waren, die Harzmänner?

[Seite] 76.

Varus.

Führe! rasch!

Armin.

Du befiehlst es. Wohl, folgt mir, hin und zurück. Ich bringe euch zu grossen Siegs- und Todesschlachten.

Varus.

Wird uns lieb sein.

6.

(Oberer Hünenring. Eine Stube. Thusnelda und Thumelico.)

Thus-

Zum Schluss bin ich dank der grossen Freundlichkeit des Besitzers, des Herrn Robert Remak in Berlin, in der Lage, einen

ungedruckten Brief Grabbes an seinen Verleger Schreiner mitteilen zu können (1 Blatt 4⁰ mit Siegel. „C. D. G.“). In dem offenbar in den Juni 1835 zu setzenden Brief ist die Stelle bei Grisebach IV, 472 zu vergleichen, wo es heisst: „Die Reise durch die Schweiz von Zendyk kann ich neben meinem Armin recht gut kritisieren. Dann muss ich sie aber aufschneiden dürfen . . .“ und ebendort S. 474 heisst es: „Die Schweizerbohne ist in Arbeit.“

An
den Herrn Buchhändler
Schreiner
Wohlgeboren.

Per Estafetten.

Euer Gnaden schick ich den Brief von Hofrat Menzel. Besorgen Sie ihn mit den Exemplaren und siegeln Sie ihn zu. Ich bitte. Mit dem Siegeln versteh' ich's ohnehin schlecht, sowohl wie auf dem Maul als auf Briefen. Ich bin an der Hermannschlacht, aber nicht minder an der Schweizerreise. Zu deren Rezension wär' 'ne Karte gut. — Haben Sie eine, so leihen Sie sie mir. Es ist nicht Neugier, die Karten kenn' ich doch so ziemlich, aber ich möchte Ihnen den Artikel reell, Punct vor Punct sicher, recensiren. Ist keine da, geh' ich auch los. Besser ist indess besser, es heisst darum ja „besser“.

Was ist heut doch für ein Datum?

[Düsseldorf, Juni 1835.]

Ihr
Sepulcrum + b
i. e.
Grab-be.

Nach dem Original in Privatbesitz durfte ich ferner den Brief Grabbes an seine Braut kopieren, der bei Grisebach IV, 317 nicht vollständig und inkorrekt abgedruckt ist:

An
die Demoiselle Clostermeier
Wohlgeboren
allhier.

Hochgeehrteste Mademoiselle!

Sie haben eine schlechte Reise nach Heidenoldendorf gehabt.

Nehmen Sie mir aber nicht übel, und seyen Sie nicht zu edel: Ihr eben mitgetheiltes Rescript ängstet mich, — aber Sie wollen ja des Morgens mich Sie nicht besuchen lassen, und Abends auf gestern, heute und Morgen sind Sie bei Kaiser versagt. Also mir das Rescript mitgeteilt und mich Montag Abend Sie besuchen lassen.

Hat's aber Eile, jede Stunde. Aber ich bin und wäre abscheulich, weil ich Ihnen Alles, und vor Allem Gesellschaft wünsche, und ein zerrütteter Teufel sie nicht ersetzen kann. Hochachtungsvollst

gehorsamst

Grabbe.

Detmold 27. August 1831.

Bauern um mich. Deshalb die Eile.

Der Brief Grabbes vom [12. April] 1834, von dem Grisebach (IV, 518) den Verbleib des Originals nicht nachweisen konnte, wurde (vgl. Leitzmann, Littbl. f. germ. und rom. Philologie, XXI. 1900, Sp. 407 Anm.) in L. Liepmannssohns Antiquariat in Berlin am 7. Mai 1896 versteigert; jetzt taucht der Brief — der übrigens im „Taschenbuch dramatischer Originalien", II. Jahrg. Leipzig 1838 facsimiliert ist — im Katalog von List und Francke in Leipzig (Nr. 321, 1906) wieder auf, um gewiss bald wieder für längere oder kürzere Zeit zu verschwinden.

Soeben, im Augenblicke des Abschlusses, treten in C. G. Börners LXXXV. Auktionskatalog (Leipzig 12.—14. November 1906) hervor: ein freundschaftlich-scherzhafter Brief an Althof in Detmold vom 20. Februar 1829, sowie ein literarischer an ebendiesen vom 10. Juni 1835 („in wenigen Wochen habt ihr auch Armin oder die Hermannschlacht, vielleicht noch etwas über Code Napoléon"), beide nicht abgedruckt bei Blumenthal und Grisebach; ferner 14 eigenhändige Dokumente Grabbes als Advokat von 1826/27 samt zwei Schreiben seines späteren Schwiegervaters, des Archivrats Clostermeier, in derselben Angelegenheit an ihn.

Manche Äusserungen in obigen handschriftlichen Blättern, sowohl der „Hermannschlacht" als der Briefe, sind dazu angetan, unsere Betrachtungen über Grabbes Wesen und Krankheit zu ergänzen.

2. Verzeichnis weiterer Literatur.

L. Assing, Elisa von Ahlefeldt. Berlin 1857, S. 122.

Carl Behrens, En tysk Digter. Ch. D. Grabbe. Kopenhagen 1905. Gyldendals Verlag; besprochen in der Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 37, 429 f.

M. Bernhardt, Über multiple Neuritis der Alkoholisten u. s. w. Zeitschr. f. klin. Mediz. Bd. XI.

Robert Bing, Die Pathogenie der Tabes (Theorien und Tatsachen) Mediz. Klinik. 1905 Nr. 49 u. 50.

Iwan Bloch, Schopenhauers Krankheit im Jahre 1823. Mediz. Klinik 1906 Nr. 25 u. 26.

Wilhelm Buchner, Ferd. Freiliggrath. 1882. 2 Bde.

Cassirer, Tabes und Psychose. Berlin 1903.

W. Deetjen, Grabbe-Studien. Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 13. XI. 1904, S. 374 bis 376.

A. Ellmenreich, Erinnerungen an Karl Immermann: Deutsches Wochenblatt, hg. von Rippler und Busse, 1899 Nr. 2, S. 78—80.

Franck, Grabbe, in: Taschenbuch dramatischer Originalien. II. Jahrgang. Lpz. 1838.

Paul Friedrich, Neues von und über Grabbe: Voss. Zeitung vom 11. Dez. 1901.

Paul Friedrich, Grabbes ausgewählte Werke nebst einer literarpsycholog. Einleitung: Grabbe, sein Wesen und sein Werk. Berlin, A. Weichert. 1907.

Paul Friedrich, Napoleon. Heroische Trilogie. Berlin 1902, Otto Janke.

K. Gutzkow, Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur. Stuttgart 1836. I. S. 189 ff.

O. Harnack, Chr. D. Grabbe: Preuss. Jahrbücher, Bd. 105 S. 193 bis 203.

Ph. Hutin, Recherches et observations pour servir à l'histoire de la moelle épinière: Nouv. Bibl. Médic. Bd. 1. 1828.

Franz Lindl, Klin. Beobachtungen über Polyneuritis alcoholica. Berlin. Diss. 1905.

Franz Lindl, Ergebn. klin. Beobachtungen von Polyneuritis alcoholica. Der Alcoholismus. Neue Folge. Heft 1. Lpz. 1904. S. 34 ff.

J. Löwenberg, Deutsche Dichterabende, S. 23—46 (Hamburg 1904).

E. v. Malaisé, Die Prognose der Tabes dorsalis. Berlin, Karger 1906.

Hermann Marggraff, Bücher und Menschen. Bunzlau 1837. S. 215 bis 223.

V. Magnan, Psychiatrische Vorlesungen, deutsch von P. J. Möbius. Leipzig 1892.

Wolfgang Menzel, Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. III. Leipz. 1859. S. 220 und 503—506.

A. Moeller van den Bruck, Verirrte Deutsche, 1905; darin S. 95 bis 113: Grabbe.

O. Nieten, Chr. D. Grabbe. Berlin 1902.

Arthur Ploch, Grabbes Stellung in der deutschen Literatur. Verlag von K. G. Th. Scheffer Lpz. 1905; enthält sehr viel Literaturangaben.

Felix Poppenberg, Bibelots, 1904 (S. 248–62 „Grabbe-Grotesken".)

E. Remak, Neuritis, XI., 3. Nothnagels Handbuch 1903.

M. H. Romberg, Lehrbuch der Nervenkrankheiten d. Menschen. Berlin 1846. S. 794–801.

H. von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 4. Teil. Lpz. 1889. S. 452 f.

Friedr. Theodor Vischer, Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen. Teil I (Reutlingen und Lpz. 1846) S. 465.

Wilhelm Waldmann, Die Behandlung der Tabeskrankheiten als Anhalt f. Ärzte u. Kranke. Halle 1872.

Karl Ziegler, Grabbes Leben und Charakter. Hamburg 1855.

Druck von M. Müller & Sohn, München V.

75.

allmählig
~~für~~ ihr: Verzögerndes noch
unsere Sitte ordnen zu helfen.

Hermann (für sich:)
Zögern, heißt das.

Varus.
Und du, Sternkundiger, bleibst
~~hier~~ bei uns, und be-
deutest mir und der Vor-
auf die
sicht den Stern ~~auf den~~
Herzogthum.

Ewige Zeit

Hermann (für sich:)
Schnell geht's in Rom!
Schon Herzögen, ehe sie Un-
terthanen waren, die
Germanen?

Va-

Faksimile eines Blattes aus der Handschrift von Grabbes „Hermannsschlacht", abweichend von dem Drucke von 1838.

Konrad.

Führe! vorauf!

Armin.

Du befiehlst es. Wolfe, folgt mir, hin und zurück. Ich bringe euch zu großen Siegs- und Todesschlachten.

Konrad.

Wird uns lieb seyn.

6.

~~Ein Gemach~~

(Oberes Zimmer. ~~Thus~~ ~~welche~~ Eine Stube Thusnelda und Thumelicus.)

Thus-

Druckfehler.

In der Anmerkung zum Vorwort muss es heisen „Grundlagen" statt „Gundlagen"; Seite 23, Zeile 5 v. o.: „der" statt „des"; Seite 39, Zeile 22 v. o. ist hinter „gebissen", „ich brauche nichts" einzuschalten.

